

Gegner

februar 2013

heft 31

In wissenschaftlicher Hinsicht kann es

so etwas wie eine „ansteckende Neurose“ nicht geben, dennoch kennen wir solche Phänomene schon seit langem: im Mittelalter die Veitstänze und in den Sechzigerjahren die Hysterien der Beatles-Fans. Sogar bei den frühen Sartre-Auftritten war es bereits zu solchen hysterischen Ohnmachten gekommen.

Es tanzt die Welt,

Papiergeld flattert von einem Besitzer zum anderen; nie war das Geschäft so leicht wie heute.

Hingenommene, als selbstverständlich

geltende und zum guten Ton gehörende Verbrechen. Verbrechen, die sich ausdehnen. Ein unüberschaubares Geflecht. Schließlich so groß, fast identisch mit der „Gesellschaft“. Das kranke Rhizom.

Idyllischer kleiner Ort in Schwaben,

alles in Ordnung, sauber und nett. Einer jener Orte, in denen man als Nichteinheimischer gleich enttarnt wird. Der Hotelbesitzer hat im Krieg eher befohlen, denn gedient. Sein einweisender Ton ist das offene Psychogramm eines Habenurmeinepflichtgetans.

Robert Mießner Unsere Mörder

„Ich habe von diesem Staat nichts anderes erwartet.“
Thomas Brasch¹

Man könnte von einem zynischen Zusammentreffen sprechen: Am 4. November 1989 fand auf dem Ostberliner Alexanderplatz in Thomas Heises Worten „die Abschußfeier der Revolution“² statt: Bald sollte sie in Konsum kanalisiert und ihr Gegenteil verkehrt werden. 22 Jahre später, am 4. November 2011, fanden Beamte in einem ausgebrannten Wohnwagen im Eisenacher Stadtteil Stregda die Leichen der beiden Rechtsterroristen und mutmaßlichen Selbsttöter Uwe Böhnhardt und Uwe Mundlos. Über zehn Jahre hatten Böhnhardt und Mundlos mit ihrer Unterstützerin und Gefährtin Beate Zschäpe im Untergrund gelebt, der als Nationalsozialistischer (NSU), als Zwickauer Zelle, bekannt werden sollte. Zschäpe stellte sich wenige Tage später der Polizei mit den filmreifen Worten: „Ich bin die, nach der sie suchen.“ Zum real existierenden Zynismus gehört, daß ein Großteil der bundesdeutschen Mediennutzer die Namen des mörderischen Trios, nicht aber die seiner Opfer kennen wird: Neun Migranten, in deren Reihen anfangs ermittelt wurde, Stichwort Schutzgelderpressung und Ausländerkriminalität, und eine Polizistin.

Unter dem Eindruck der ersten Nachrichten zum NSU leitete Jana Hensel den Werdegang der Zwickauer Zelle aus einer Nach-DDR-Entfremdungs- und Verlustgeschichte ab: Das „Leben in der Mitte der neunziger Jahre in Ostdeutschland war so. Irgendwie rau, irgendwie zynisch, ohne Halt. Als hätte die Lethargie, die Sinnlosigkeit und Scheinheiligkeit der Achtziger in der DDR gemeinsam mit den Enttäuschungen der Nachwendezeit in uns Heranwachsenden eine Form gefunden.“ So war es: Gelegentlich besser, gelegentlich auch schlimmer.

Vorher aber schreibt Hensel, sie werde „das Gefühl nicht los, daß nur wenig mehr als ein schmaler Grat“ ihren „Lebenslauf von denen der drei gewalttätigen Neonazis trennt.“ Und: „Bereits als Schüler hatte man sich nach dem Mauerfall zu entscheiden, ob man links oder rechts war. Mehr Sinn war nicht zu haben.“ Anfangs wollte ich sagen: Das ist schon mal eine ganze Menge. Gerade, weil Hensels Erinnerungen mir nicht fremd sind: Hätten „die harten Jungs in meiner Schule ihre Springerstiefel mit weißen statt mit roten Schnürsenkeln zugebunden, hätten ihre großen Geschwister, statt in Leipzig-Connewitz Häuser zu besetzen und Galerien zu eröffnen, Ausländer an Bushaltestellen zusammengeschlagen – vielleicht wäre ich auch auf jene schiefe Bahn gelangt, die in den meisten Fällen harmlos beginnt und dennoch in der Katastrophe enden kann.“

Jana Hensel weiter: „Die Harmloseren unter uns zogen in die Innenstadt und klauten dort Klamotten oder Fahrräder. Das war natürlich pubertär. Aber es kann bis zu einem Punkt gehen, an dem man alles Maß verliert: Im September 1997 legten die drei damals noch in Jena wohnenden Täter ihre erste Bombe. Vor dem dortigen Theater fand die Polizei eine Rohrbombe, gefüllt mit zehn Gramm TNT. Nur der Zünder fehlte. Es ist eigenartig, dass diese doch einfache Geschichte des Abgleitens jetzt nicht erzählt wird.“³ Auch hier wollte ich sagen: Einfach ist die Geschichte nicht. Gerade, weil es eine von Entscheidungen ist. Man gleitet nicht in Rechtsradikalismus ab, wie man in Alkoholismus oder eine Depression abgleitet. Auch nicht als Jugendlicher. Ich wollte den Antifa-Slogan abwandeln, der da sagt: „Faschismus ist keine Meinung, sondern ein Verbrechen.“ Er ist beides und ist eine bewußte Wahl. Dieser Text sollte zuerst überschrieben sein mit: „Du bist nicht mein Bruder, Böhnhardt.“ Ich stehe immer noch zu meinen Einwänden. Aber: Sie reichen lange nicht aus.

Uwe Mundlos, Träger eines sprechenden Namens, wurde 1973 geboren. Daß seine rechtsradikale Sozialisation bereits in der DDR begann, ist bekannt. Wäre er nicht in Jena, sondern Ostberlin aufgewachsen, hätte man ihn eventuell 1989 auf einer Kinoleinwand sehen können. In Roland Steiners DEFA-Dokumentarfilm „Unsere Kinder“⁴, einem Porträt Ostberliner Jugendsubkulturen vor dem Hintergrund der verlöschenden DDR, kommen rechte Skinheads und erklärte Neonazis ausführlich zu Wort. Die Interviewpassagen fangen sie in dem Moment ein, an dem sie „ihre“ Ideologie bereits geschluckt haben. Ob sie sie bereits verinnerlicht haben, sei dahingestellt, doch wird deutlich, wie einer (im Gegensatz zu den ebenfalls porträtierten Punks und Gothics sind es ausschließlich Jungmänner) in einer gesellschaftlichen Krisenzeit ins rechte Lager geht.

Er wolle „Täter sein, nicht Opfer“, sagt einer der Befragten. Es kommt zu der grotesken Situation, daß ein anderer sein Denken und Tun aus der Bundesrepublik ableitet, sich auf die damaligen Wahlerfolge der Republikaner bezieht und dabei in Ostberlin sitzt. Eine Mutter kommt mit dem erschütternden Satz zu Wort: „Da draußen läuft mein Sohn wie ein Faschist.“ Es gehört, das jugendliche Recht auf Provokation zugestanden, eine große Kälte dazu, ausgerechnet das seinen Eltern zuzumuten. Ebenso das hingeworfene „Wenn wir Euch Kommunisten damals erwischte hätten.“ Am Ende steht ein Gerichtsprozeß mit vergleichsweise lächerlichem Anlaß: Parolen, eine Diskothekenprügelei, Randalen und Widerstand gegen die Staatsgewalt. Ansonsten steht oft Sprach- und Hilflosigkeit im Raum; auch, wenn Christa Wolf auf zwei Nachwuchsrechte trifft. Trotzdem

1 Neben Mord strahlende Reime, in: Drei Wünsche sagte der Golem. Gedichte, Prosa, Stücke, Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig 1990, S. 228.

2 „Wo ist vorne?“, Thomas Heise über seinen Dokumentarfilm „Material“. Interview: Robert Mießner und Alexander Reich, taz vom 17. August 2009. Ungekürzte Version: <http://www.taz.de/!39228/>.

3 Alle Zitate: Raus aus dem Untergrund, in: der Freitag vom 17. November 2011. Link: <http://www.freitag.de/politik/1146-raus-aus-dem-untergrund>.

4 Die Dreharbeiten begannen 1986. Im Herbst 1989 angelaufen, erhielt der Film im selben Jahr auf der 32. Leipziger Dokumentar- und Kurzfilmwoche die Silberne Taube und den Preis der FIPRESCI. 1990 wurde er auf den Internationalen Filmfestspielen Berlin (Forum), 2008 beim One World Berlin Filmfestival und 2011 beim Symposium „Aufmarsch in Bildern – Die Neue Rechte im osteuropäischen Film“ im Rahmen des goEast Festival des mittel- und osteuropäischen Films gezeigt.

kann Regisseur Steiner immer noch sagen: „Wir haben in ihnen auch unsere Kinder entdeckt.“

Nur (und Jana Hensel spricht es an): Mundlos und seine unwesentlich jüngeren Mittäter wurden in einer Krise groß, die 1989 nicht einfach endete. Sie mag ihre Symptome gewechselt haben, wurde von einer politisch-ideologischen zu einer politisch-ökonomischen. Der werdende Nationalsozialistische Untergrund landete aus den Spätachtzigern der DDR in den Neunzigern der erweiterten Bundesrepublik. Von denen Klaus Theweleit sagt, in ihnen „hat wieder eine Teilvermännlichung stattgefunden, nach der Öffnung der Mauer. Der finanzielle Engpass, die neue Not, die durch die Wiedervereinigung entstanden war, diente zur Abschaffung aller möglichen Freiräume, die seit den Siebzigern geschaffen worden waren.“⁵ Gut möglich, daß man in der Zwickauer Zelle, dem Produkt einer doppelten

Desillusionierung, ahnte, daß es nach 1989 nicht reichen würde, Deutscher zu sein. Unter keinen Umständen ist das eine Rechtfertigung. Doch stehen wir vor einem Problem, bei dem nicht einmal die geschredderten Verfassungsschutzakten helfen würden, wenn die gewesenen Kinder Uwe Mundlos, Uwe Böhnhardt und Beate Zschäpe ihre Ermächtigung darin gesehen haben, anders Schwache brutal aus dem Weg zu räumen. „An welcher Stelle sind sie uns verloren gegangen?“ fragt Jana Hensel. Was, wenn sie verlorengehen wollten?

5 *Der Sex und das Schweigen Pocahontas, Geschlechterkampf und Männerfantasien. Ein Gespräch mit Klaus Theweleit.* Interview: Mariam Lau, in: *Die Welt* vom 8. Januar 2000. Link: <http://www.welt.de/print-welt/article496833/Der-Sex-und-das-Schweigen-Pocahontas-Geschlechterkampf-und-Maennerfantasien.html>

Helmut Höge Partisanenkrankheit

Der Anarchist und Ethnopschoanalytiker Paul Parin

Am 18. Mai 2009 starb der Zürcher Psychoanalytiker Paul Parin. Er wurde 92 Jahre alt. Seine ethnopschoanalytischen Bücher, die er zusammen mit seiner Frau Goldy und seinem Freund Fritz Morgenthaler schrieb, waren in der Studentenbewegung quasi Pflichtlektüre. In den letzten 15 Jahren veröffentlichte er vor allem Erzählungen. Antonia Herrscher und ich interviewten ihn im Sommer 2008 über Jugoslawien und die dortige Partisanenkrankheit. 1948 hatte er, der zuvor als Arzt bei den Tito-Partisanen gearbeitet hatte, einen psychiatrischen Bericht über die in Jugoslawien nach dem Krieg bei demobilisierten Partisanen massenhaft aufgetretene Partisanenkrankheit veröffentlicht. Es war seine erste wissenschaftliche Veröffentlichung und diese Krankheit bezeichnete er in seinem Aufsatz als hysterische bzw. epileptische Kampfanfälle. Sie bedeuteten für ihn das Gegenteil einer Kriegsneurose: Während diese den davon heimgesuchten Soldaten vor weiteren Fronteinsätzen quasi schützt, legte jene nahe, daß der Partisan, die Partisanin nicht mit dem Kämpfen aufhören kann bzw. will. Das betraf damals etwa 120.000 zumeist junge, ungebildete, vom Land stammende Demobilisierte.

Hier einige Teile aus unserem Interview mit Paul Parin: „Die Arbeit als Chirurg bei den Partisanen in Jugoslawien war eine wichtige Erfahrung für mich. Zunächst während des Krieges, im Januar 1946 war ich dann noch einmal in Jugoslawien – in Nordbosnien. Das war noch vor meiner Arbeit als Psychoanalytiker. Und die Partisanenkrankheit dann war so interessant, daß ich alles aufgeschrieben habe. Der Artikel für das renommierte Schweizer *Archiv für Neurologie und Psychiatrie*, der daraus dann entstanden ist, hat lange gelegen. Ich habe ihn Professor Bruns geschickt, der ein Gutachten dazu gemacht hat, das muß in meinem Archiv in Wien liegen, das Gerry Trübsswasser verwaltet. Bei Professor Bruns habe ich dann auch eine Analyse ge-

macht. Eine Zürcher Kollegin, Ursula Hauser, die in Costa Rica ein psychoanalytisches Institut mit aufgebaut hat, beschäftigt sich in Nicaragua mit einer ähnlichen Symptomatik wie der Partisanenkrankheit. Es handelt sich dabei um Miskitos, sie sind früher von Wiedertäufern beeinflusst worden und waren dann als Gesellschaft derart isoliert, daß sie sich primär durch Inzest vermehrten. Schließlich wurde der Stamm in zwei Teile geteilt – die einen wurden Sandinistas, die anderen Contras. Zuletzt kam es unter ihnen zu einer ansteckenden Neurose – ähnlich der Partisanenkrankheit. In Jugoslawien gegen Ende des Krieges waren die Ärzte zunächst ratlos – angesichts der plötzlich massenhaft auftretenden PK: eine ansteckende Epilepsie? Das gibt es doch nicht! Ein Drittel der Kranken waren Frauen. Die demobilisierten Partisanen, die schon in der zuvor zusammengestellten Volksbefreiungsarmee gekämpft hatten, waren ratlos – sie drängten in ihre Einheiten zurück. 90 Prozent des Landes waren verwüstet durch den Krieg, die Häuser der Eltern zerstört und ihre Eltern lebten vielleicht gar nicht mehr. Was sollten sie machen? Ihr Kampfanfall war auch ein Wunsch. In unserem Spital kam es immer wieder zu solchen Anfällen – einer umgedrehten Kriegsneurose. Das Spitalpersonal hielt sie fest, ich habe vorgeschlagen, laßt sie los, aber das ging nicht, sie verletzten sich bei ihren Anfällen. Besonders hat sich ein jugoslawischer Psychiater namens Klejn um sie gekümmert. Er hat dann später seine Praxis aufgegeben und ist Regisseur an der Belgrader Oper geworden. Ich habe einen Briefwechsel mit ihm über die Partisanenkrankheit geführt – Klejn hat ihren Sinngehalt genauso gesehen wie ich, auch in Bezug auf die Ansteckung. Der Briefwechsel befindet sich im Archiv von mir. Ich arbeitete erst in einem Spital in Montenegro, dann in einem auf einer Insel nahe Korčula, wo wir bis Februar 1945 in einem Franziskaner-Internat untergebracht waren.

Dann wurde das Spital aufs Festland verlegt – nach Herzeg Novi, wo wir das ehemalige Spital der königlich-jugoslawischen Marine übernahmen. Ich war der einzige Arzt dort für 660 Schwerverletzte und Typhusranke. Zur chirurgischen Assistenz stand mir eine sehr gute Krankenschwester zur Seite. Die Tschetniks hatten ihren Mann und ihre Kinder erschossen. 2007 erfuhr ich: sie hatte neu geheiratet und einen Sohn, der Arzt in Paris geworden war.“

1. Abschweifung – wie Paul Parin der Krankenschwester einmal das Leben rettete, sie sollte erschossen werden. Von Herzeg Novi ging es nach Belgrad, wo sein Kollektiv in einem Vorort ein Spital der deutschen Luftwaffe übernahm. Paul Parin operierte dort bis Juni 1945, Goldy arbeitete dort bis November. Die Partisanenkrankheit ist in Slowenien, bei slowenischen Partisanen, nicht aufgetreten – es gab dort kein Sexualverbot. Zu wenig betont habe ich in meinem Artikel darüber, daß die Partisanenkrankheit ideologisch vorgebildet war – in Form von Trancezuständen. In Nordbosnien wurden die Töchter verheiratet. Wenn der Braut der Mann nicht gepaßt hat, dann bekam sie „Zustände“, um der Ehe mit ihm auszuweichen – bis ein Mann ausgesucht wurde, der ihr gepaßt hat. Das habe ich nicht gewußt damals. Und wahrscheinlich ist die Partisanenkrankheit dort entstanden. Schließlich waren 80.000 bis 120.000 junge Leute praktisch geisteskrank.

2. Abschweifung: Jugoslawische Politik in der ersten Nachkriegszeit. Der sowjetische Wirtschaftsplan sah eine Abhängigkeit von der UdSSR vor. Tito wollte diesen Plan nicht annehmen. Die jugoslawische Fluglinie war bereits sowjetisch, und die Aktien der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft befanden sich ebenfalls in sowjetischem Besitz. Tito schickte zu Verhandlungen stets eine Delegation, statt selbst dorthin zu fahren. Tito ließ Belgrad im Oktober 1944 durch seine eigenen Truppen – fast ohne die Russen – befreien, die anschließend keine größeren Operationen in Jugoslawien mehr durchführten. Anfang 1948 stimmte das Zentralkomitee Titos Ablehnung des sowjetischen Wirtschaftsplanes für Jugoslawien zu. Und der Titoismus wurde zum Hauptfeind der UdSSR. Jugoslawien blieb russenfrei – und behielt dadurch seine Stellung zwischen Ost und West.

3. Abschweifung über den 5-Sternegeneral der Sanitätstruppen Gojko Nikolić, den obersten Vorgesetzten von Paul Parin, der über die Vereinigung der ehemaligen Spanienkämpfer in Jugoslawien Kritik an der Parteiführung äußerte, die er jedoch erst im französischen Exil veröffentlichte; er lebte dort in der Nähe von Bordeaux, wo es ihm dann sehr schlecht ging.

4. Abschweifung über Aleksandar Tišma: Er war Pfadfinder – als Jude, und der einzige der im Pfadfinderlager einen Pyjama mit dabei hatte.

Recherchen über die Partisanenkrankheit

Die Partisanenkrankheit war zuvor schon von Nadeshda Mandelstam beobachtet worden: Sie fuhr mit ihrem Mann 1922 nach Suchumi – auf dem Schiff befanden sich

viele demobilisierte Leichtverwundete, die aus dem Bürgerkrieg zurückkehrten, und ständig kam es unter ihnen zu Kampfanfällen. Zuletzt berichtete Ursula Hauser in Gesprächen mit Paul Parin von ähnlichen Symptomen, die eine ansteckende Neurose nahelegten. Von Ansteckung redet auch der französische Soziologe und Surrealist Roger Caillois in seinem Buch *Méduse & Cie*, in dem es um die Mimesis geht, die er als tierisches Pendant zur menschlichen Mode begreift. Beides gründet für ihn „auf einer undurchsichtigen Ansteckung“. Gilles Deleuze und Félix Guattari sprechen bei der Banden-, Meuten- und Schwarmbildung von „Ansteckung“, insofern es dabei um ein „Werden“ geht. Dieses kommt durch Bündnisse zustande: „Werden besteht gewiß nicht darin, etwas nachzuahmen oder sich mit etwas zu identifizieren; es ist auch kein Regredieren-Progressieren mehr; es bedeutet nicht mehr, zu korrespondieren oder korrespondierende Beziehungen herzustellen; und es bedeutet auch nicht mehr, zu produzieren, eine Abstammung zu produzieren oder durch Abstammung zu produzieren. Werden ist ein Verb, das eine eigene Konsistenz hat; es läßt sich auf nichts zurückführen und führt uns weder dahin, ‚zu scheinen‘ noch ‚zu sein‘. Das Werden ist eine Vermehrung, die durch Ansteckung geschieht. So wie beim Vampir – der sich ja auch nicht fortpflanzt, sondern ansteckt.“

Dies scheint mir, bei allem Respekt vor marxistischen (politökonomischen) Analysen, auch für die 1968er-Studentenbewegung zu gelten, die sich u. a. in Frankreich und Italien mit den Arbeitern verbündete. Es gab kaum ein Land auf der Welt, das nicht von dieser Protestbewegung erfaßt wurde. Und das geschah eben auf dem Wege der Ansteckung: über die Protest-Formen, -Moden, -Musiken, ihre mediale Verbreitung und durch direkten Kontakt mit den Protestierenden selbst. In wissenschaftlicher Hinsicht kann es so etwas wie eine „ansteckende Neurose“ nicht geben, dennoch kennen wir solche Phänomene schon seit langem: im Mittelalter die Veitstänze und in den Sechzigerjahren die Hysterien der Beatles-Fans. Sogar bei den frühen Sartre-Auftritten war es bereits zu solchen hysterischen Ohnmachten gekommen. Daneben gilt das Lachen, aber auch das Gähnen als ansteckend (nicht einmal Hunde können sich dem entziehen). Um während der Studentenbewegung die Ansteckungsgefahr zu bannen, d. h. die Revolte an der Ausbreitung zu hindern, setzten die konservativen Kräfte in den meisten Ländern auf die heilsame Wirkung von Polizeiknüppeln. In der Protestbewegung selbst wußte man jedoch, daß gerade die Polizeiknüppel auf Demonstrantenschädel eine bewußtseinserweiternde Wirkung hatten – sogar auf unbeteiligte Fernsehzuschauer. Erst 20 Jahre später und nach dem „Zusammenbruch des Sozialismus“ trauten sich die Politiker wieder, für alle Übel dieser Welt die 68er verantwortlich zu machen: Bei Tony Blair und Nicolas Sarkozy war dies sogar (analytischer) Teil ihres Regierungsprogramms. Auch die Universitätspräsidenten beeilten sich landaus landab, „die letzten Folgen von 68“ zu beseitigen, wie sie lauthals zu verkünden wagten. Die nächste Protestpest wird deswegen umso gewisser sein. Zumal es bis

jetzt noch keinerlei Forschung darüber gibt, wie die Ansteckung wirklich erfolgt – geschweige denn, wie man sie im Keim ersticken kann.

Zur Sexualmoral der Partisanen

In vielen Partisanenbewegungen – während des Zweiten Weltkriegs, aber auch noch im Vietnamkrieg – herrschte eine rigide Sexualmoral: Die Kämpfer, Männer wie Frauen, waren auf das meist bäuerliche Umfeld, dem sie nicht selten selbst entstammten, angewiesen. U. a. darauf, daß man ihnen aus den Dörfern Mädchen und Frauen hochschickte, die sich als Versorger, Kuriere und Mitkämpfer zur Verfügung stellen wollten, wie Paul Parin schrieb. Der serbokroatische Schriftsteller Mladen Oljača beschrieb in seinem Partisanen-Roman *Das Vermächtnis*, wie schrecklich sich diese Abhängigkeit gestalten konnte: Seine Gruppe nahm einmal zwei der Spionage für die Deutschen verdächtige junge Mädchen gefangen. Zwar kam beim „Verhör“ heraus, daß sie keine Spione waren, aber da man sie physisch gefoltert hatte, wurden sie trotzdem erschossen: Derart zerschlagen hätte man sie nicht ins Dorf zurücklassen dürfen, wo man weiterhin auf die Unterstützung der Bauern angewiesen war. Der österreichische Historiker Erik Eberhard schreibt in einer neuen Studie über den kommunistischen Widerstand in Griechenland: „In den Bergen, außerhalb der Kontrolle von Familie und Dorfgemeinde, entwickelten sich freiere soziale und sexuelle Beziehungen, die aber von den Führungen von EAM (Nationale Befreiungsfront) und ELAS (Volksbefreiungsarmee) auch als Problem gesehen wurden. Denn natürlich führten sie dazu, daß immer wieder unverheiratete junge Frauen, die in der ELAS kämpften bzw. sie als Trägerinnen, Köchinnen, Krankenpflegerinnen unterstützten, schwanger wurden. In den konservativen Dorfgemeinden brachte das sowohl für die Frauen als auch für die Haltung gegenüber der ELAS ernste Probleme mit sich. Deshalb untersagte die ELAS-Führung Annäherungsversuche gegenüber Dorfbewohnerinnen und ahndete Belästigungen mit schweren Strafen. Innerhalb von ELAS und EAM wurde eine puritanische Moral gepredigt. Sexuelle Beziehungen waren streng verboten. Eine Aktivistin vom Peloponnes kam zu folgender Einschätzung: ‚Wenn nicht so strenge Standards bestanden hätten, wären weder Frauen noch Mädchen der Organisation beigetreten, noch hätten die Dörfler jemals die Kader und die Partisanen in ihre Häuser und dort schlafen gelassen, noch wäre ich persönlich in der Lage gewesen, mein Haus zu verlassen und am Widerstand teilzunehmen. Die Leute wußten, daß romantische Verwicklungen verboten waren.‘ Beziehungen mußten der Organisation gemeldet werden, und in manchen Fällen wurde das Paar geographisch getrennt. Die EAM übernahm eine disziplinierende Rolle, die üblicherweise den Eltern vorbehalten war. Es wurde argumentiert, daß sexuelle Beziehungen ‚dem Kampf schaden‘ würden und dem Gegner die Möglichkeit zur Propaganda gäben, daß EAM und ELAS eine ‚degenerierte Gesellschaft‘ anstrebten.“

Teilweise unterwarfen sich auch die italienischen Partisanen einer rigiden Sexualmoral. Die Piemonteser Partisanen-Kurierin Anna Maria Follo legte jedenfalls noch 1995 Wert auf die Feststellung: „Es gab nicht einen einzigen Fall von Respektlosigkeit mir gegenüber. Ich bin ‚rein‘ aus den Bergen wieder zurückgekommen“ – das war im April 1945, als sie sich an der „Befreiung Turins“ beteiligte.

In den Partisanenbewegungen Osteuropas, insbesondere in Weißrußland, Litauen und Polen, wurde die Sexualmoral dagegen nicht derart betont. Im Gegenteil kam eine der Meldegängerinnen in Andrej Wajdas berühmtem Spielfilm über den Warschauer Aufstand 1944 *Der Kanal* sogar zu dem Schluß: „Mit Liebe ist es leichter zu sterben“. Sie erschoss sich am Ende, weil ihr Geliebter ihr nicht die Wahrheit gesagt hatte. Eine zweite Meldegängerin – „Gänseblümchen“ – versuchte ihren verwundeten Geliebten zu retten. Die ARD interviewte 2004 eine der wirklichen Kämpferinnen des Warschauer Aufstands – Wanda Stawska, die dabei auch auf „die schönen Momente des Warschauer Aufstands“ zu sprechen kam: Alle Jungs seien in die Kämpferinnen verknallt gewesen – „wir waren doch alle so jung. Und es entstand eine so unglaubliche Solidarität und Nähe in dieser ganzen Aussichtslosigkeit“. Ähnlich äußerten sich auch einige andere weibliche Verbindungssoldaten im Warschauer Aufstand, die der Freiburger Regisseur Paul Meyer 2006 für seinen Film *Konspirantinnen* interviewte. So meint eine der Frauen z. B.: „Es war die schönste Zeit in meinem Leben“. Auch die in den Wäldern untergetauchten bzw. von den Wäldern aus operierenden Partisanen waren dort in sexueller Hinsicht eher freier als in ihren alten Milieus zuvor – und das wirkte anscheinend auf die Dörfer zurück.

Der polnische Dichter Jan Himilbsbach schrieb über seine Mutter, die während des Krieges mit Deutschen Umgang hatte: Die Nachbarn sagten ihr, wenn sie einen Kerl haben wolle, dann „solle sie sich als Patriotin und Antifaschistin jemanden aus dem Wald holen, wo in letzter Zeit Partisanen wie Pilze aus dem Boden schossen“. Nicht selten sehnten sich die Partisaninnen nach dem Sieg zurück „in die Wälder“, wo ein stärkeres „Gemeinschaftsgefühl“ geherrscht hatte. Zudem überdauerten die dort eingegangenen Liebesbeziehungen nur selten das Ende der Kampfhandlungen. Rochelle Sutin, eine Partisanin aus Litauen schätzt, daß etwa 80 % der Paare, die im Wald bzw. im Kampf zusammen gefunden hatten, danach wieder auseinander gingen: „Die Überlebens- und Nützlichkeitsaspekte waren in Friedenszeiten nicht mehr tragfähig“. Sie selbst trennte sich nicht von ihrem Mann, dennoch mußte auch sie „umdenken: Ich war inzwischen wie ein Waldtier – ich hatte mich an das Leben in frischer, freier Luft gewöhnt“.

Im Wald konnte man jedoch von einer „Waldkrankheit“ befallen werden. Der polnische Schriftsteller Yuri Suhl hat sie in seinem Roman *Auf Leben und Tod*, der von jüdischen Partisanen in einem ukrainischen Wald handelt, die unter der Führung von Mischa Gildenmann kämpften, beschrieben. Eine Krankenschwester in einem Waldlager erklärte sie gegenüber einem Patienten so: „Der Wald kann dich heilen und krank machen. Einige Partisanen haben jahre-

lang Krankheiten gehabt, die im Wald verschwanden. Keiner weiß warum. Es ist ein Rätsel. Und andere, die vorher nie etwas gehabt haben, werden krank, so wie du, mit hohem Fieber und Schüttelfrost“. In der Sowjetunion gab es im Zweiten Weltkrieg die größten Partisaneneinheiten und von ihnen befreite Gebiete in Weißrußland. Dort entstand später dann auch eine Literatur, vor allem von Ales Adamowitsch und Wassil Bykau, die sich fast ausschließlich mit dem Partisanenkampf befaßte, weil der Einzelne dabei noch moralische Entscheidungen treffen kann und muß, während er in der Armee nur noch ein Rädchen im Getriebe einer gigantischen Militärmaschinerie ist, auch wenn er weiterhin Teilnehmer an einem „gerechten Krieg“ bleibt. Diese daraus entstandene Literatur kann man als „sozialistischen Existentialismus“ bezeichnen. In Frankreich entstand aus dem Partisanenkampf gegen die Deutschen zur selben Zeit explizit ein „Existentialismus“, er ist mit den Résistancekämpfern Sartre und Camus verknüpft. In Italien sprach man von Neoverismus oder Neorealismus, der dann vor allem durch Filme, u. a. von Rossellini, berühmt wurde. Das erste neorealistische Manifest wurde bereits 1943 in einer Partisanenzeitschrift veröffentlicht.

Die vietnamesische Partisanenarmee versuchte die strenge Moral der Bauern anscheinend sogar noch zu überbieten. Dazu kam, daß sie in ihrem Kampf gegen die Militärdiktatur und das US-Militär immer wieder auch auf die Unmoral der Amerikaner abzielte: Die Amerikaner zerstörten das Land und trieben die Bauern in die Städte, wo sie nur in Bars und Bordellen arbeiten oder kriminell werden konnten. Ein Sprecher der Nationalen Befreiungsfront erklärte ihren siegreichen Kampf schließlich mit dem, was man fast ein „Partisanengesetz“ nennen könnte: „Der Unterschied in der Feuerkraft wird durch den Unterschied in der Moral aufgehoben“. Umgekehrt wurde der Zusammenbruch der gegnerischen Wehrpflichtigenarmee Südvietnams damit erklärt, daß „sie moralisch am Ende war“. Wenn ein Bauer in einem der von den Amerikanern eingerichteten „Wehrdörfer“ seine Töchter dort zur Schule schicken mußte, dann verbot er ihnen u. U. Jeans zu tragen oder Kaugummi zu kauen – was ihn nicht selten sogleich in Verdacht brachte, ein „Vietkong“ zu sein. Bald war für die Amerikaner jeder Vietnameser ein „Vietkong“. Der während des Krieges in Hué als Arzt tätige Erich Wulff schrieb in seinem Buch *Lehrjahre in Vietnam: Die Guerilla auf dem Land* „wurde immer mehr zum geistigen, politischen und organisatorischen Zentrum für die Orientierung der Menschen in der Stadt“.

Wenn man Paul Parin folgt, dann hatte das rigide Sexualtabu der jugoslawischen Partisanen, mit der Ausnahme Sloweniens, zur Folge, daß nach dem Krieg dort die „Partisanenkrankheit“ epidemische Ausmaße annahm: „In früheren Kriegen hatten Kriegsneurosen stets den verborgenen Sinn, einem unerträglichen Geschehen zu ent-rinnen ... Bei Jugoslawiens Partisanen war es umgekehrt. Vielen war es unmöglich, den Kampf aufzugeben“, schrieb Paul Parin. Es wurden deswegen Spezialkliniken für diese nach dem Sieg im Volkskrieg immer häufiger auftretenden Fälle eingerichtet – und jugoslawische Ärzte begannen mit

der Erforschung dieser im Gegensatz zur „Kriegsneurose“ bis dahin noch unbekanntem Krankheit. Durchgesetzt hat sich seitdem jedoch die andere Seite – mit einer anderen Begrifflichkeit: Als die US-Soldaten nach dem Vietnamkrieg nach Hause kamen, wurden sie von der kriegsmüden und in der Haltung zum Krieg gespaltenen Bevölkerung nicht gerade freudig empfangen. Sie organisierten sich und gründeten die gewerkschaftsähnliche Organisation der Vietnam Veterans. Mit ihrer Lobbyarbeit gelang ihnen 1980 die Anerkennung und damit Etablierung der PTSD (*Post-Traumatic-Streß-Disorder*, posttraumatische Belastungsstörung) durch die American Psychiatric Association. „Die PTSD-Diagnose bedeutete eine Würdigung ihrer psychologischen Leiden“, schreibt die Soziologin Eva Illouz. Von den Vietnam-Vets aus wurde „das PTSD dann auf immer mehr Vorkommnisse und Fälle ausgeweitet, etwa auf Vergewaltigung, terroristische Angriffe, Unfälle, Verbrechen etc ...“ Inzwischen sind wir mehr oder weniger und im Zweifelsfall alle gestreßt. Der Streß der Vietnam-Vets ist ein Vorläufer der Kriegsneurose, genauer gesagt: ein Nachläufer. PTSD ist die Verlängerung der Kriegsneurose in den Frieden. Letztere wird seit dem Ersten Weltkrieg systematisch erforscht und klassifiziert, vorher gab es nur Simulanten. Beim PTSD wie auch bei der Partisanenkrankheit ging es in Friedenszeiten nicht zuletzt auch um die Rente – dafür war ihre offizielle Anerkennung als Leiden Voraussetzung. Anders gesagt: „Die Klassifizierung von Pathologien entsprang der Tatsache, daß die mentale Gesundheit aufs engste mit der Versicherungsdeckung verknüpft wurde“ (Eva Illouz).

Das ist noch nicht lange so. Partisanen hat es dagegen schon immer gegeben, so lange wie es Volkskriege und -aufstände gegen innere oder äußere Bedrückungen gab. Und meistens standen sie in einem Zusammenhang mit der Landbevölkerung. Einige Partisanentheoretiker, wie der BBC-Programmmchef Steward Hood, der im Zweiten Weltkrieg Partisanenführer in der Toskana war, meinen, daß nunmehr, mit dem Verschwinden der Bauern, auch kein Partisanenkampf mehr möglich ist. Nach dem euphorischen Friedensschluß, auf dem Weg nach Hause, überfiel ihn seiner eigenen Aussage zufolge erst einmal ein posttraumatisches Syndrom, das sich jedoch eher in Erschöpfung denn als Weiter-Kämpfen-Wollen äußerte.

Was der Wilderer im Frieden, ist der bäuerliche Partisan im Krieg bzw. unter fremder Besatzung. Deswegen empfiehlt Paul Parin den siegreichen Partisanen, nach ihrem Krieg statt zu herrschen, lieber jagen oder angeln zu gehen. In einer fast durchurbanisierten Welt kann es laut Hood höchstens noch eine Stadtguerilla geben – und ihre Krankheit, das wäre das PTS. Tatsächlich begriffen sich die Mitglieder der RAF und der Bewegung 2. Juni nach ihrer Entlassung aus der Haft dann auch als „traumatisiert“. In langen Gesprächen mit Psychologen löste sich dieses Idiotenwort (all labelling is lethal) jedoch auf – zugunsten der dahinter sich verbergenden individuellen Leidensgeschichten (siehe dazu: *Nach dem bewaffneten Kampf*, herausgegeben von Angelika Holderberg im Psychosozial Verlag).

Neuerdings gibt es in der Berliner Edition Freitag ein weiteres Buch mit Geschichten von RAF-Frauen, herausgegeben von Traute Hensch und Katrin Hentschel: *Terroristinnen Bagdad 77*. Traute Hensch gab zuvor in derselben Editionsreihe auch einige Bände mit Erzählungen von Paul Parin heraus. Sie sind alle ganz wunderbar. Am meisten hat mich seine Geschichte *Die Leidenschaft des Jägers* beeindruckt – und vor allem überrascht. Paul Parin war ein leidenschaftlicher Jäger und Angler, der bereits als 13-jähriger bei seinem ersten tödlichen Schuß auf ein Haselhuhn einen Orgasmus bekam: „Seither gehören für mich Jagd und Sex zusammen“. Dieser Doppelschuß, wenn man so sagen darf, machte ihn zum „Mann: glücklich und gierig“. Vor dem offiziellen Erwachsenenstatus steht aber noch eine sadistische „englische Erziehung“: Bei einer Jagd mit Hunden beging er als junger Treiber so viele Fehler, daß sein gutsherrlicher Vater ihn von seinem Förster auspeitschen läßt – „auf den blanken Hintern inmitten der Treiberschar“. Die darf ihn sich gleich anschließend noch einmal im Keller des Landschlusses vornehmen, dabei ziehen sie ihn ganz aus. Sein „Papa stand daneben und genoß das Schauspiel“. Anschließend legte sich einer der Burschen nackt neben ihn, „nahm meinen Pimmel in die Hand, steckte ihn in den Mund und fing an zu saugen und mit der Zunge zu streicheln. ‚Er will mich trösten‘, dachte ich und drehte mich so, daß ich seinen Pimmel auch zu fassen kriegte, und steckte ihn meinerseits in den Mund. Es war wirklich ein Trost“. Das war aber noch nicht die eigentliche „Initiation“. Die kam erst mit 17 – als er seinen ersten Bock schoß. Ein Onkel hatte ihn in seine Jagdhütte eingeladen, als Paul Parin oben ankam, bedrängte dieser gerade mit heruntergelassener Hose seine Haushälterin am Kachelofen. „Komm in zehn Minuten wieder“, rief ihm der Onkel zu, „dann sind wir mit Vögeln fertig. Dann sind auch die Mädels da, die ich gemietet hab. Sie sind scharf auf dich, haben sie gesagt“. Abends erzählt der Onkel Jagdgeschichten, danach geht der Bub mit einem der drei Mädchen auf sein Zimmer. Erst läßt sie sich von ihm mehrmals mit der Hand befriedigen, dann holt sie ihm einen runter. Anschließend schläft sie sofort ein, er kann nicht schlafen, stattdessen zieht er sich wieder an, schnappt sich sein Gewehr und geht in den Wald, wo er dann von einem Hochsitz aus einen „starken Bock“ mit Blattschuß erlegt. Beim Frühstück muß er alle Einzelheiten erzählen. Auch das gehörte zum „Ritual“. Seitdem erfaßte ihn „das Jagdfieber immer wieder mit der gleichen Macht wie sexuelles Begehren“.

Das ging auch seinem Jugendfreund so: „Dulli war Jude und zeitlebens dem Jagdfieber verfallen. Von seinem liebsten Jagdkumpan an die deutsche Besatzungsmacht verraten, wurde er Widerstandskämpfer und in der titoistischen Republik Slowenien Minister für Jagd und Fischerei“. Ein „aufgeklärter Mensch jagt nicht“ und auch ein „Jude jagt nicht“ – das sind „gleichermaßen Gesetze abendländischer Ethik. Ich muß mich zu den Ausnahmen zählen“.

Aber Paul Parin hat von sich selber und vielen anderen erfahren: „Wenn mein Vater nicht seine Jagd gehabt hätte, wären wir Kinder in der strengen und sterilen Familienat-

mosphäre erstickt“. Deswegen kann er jetzt eher genuß- als reuevoll z. B. seine Jagd auf eine Gazelle in der Sahara und das Forellenfischen in Alaska – als Sucht – beschreiben. „Sucht heißt, daß der narzißtische Genuß am Morden mit der Jagd weltweit einen Freibrief hat.“ Am Beispiel von Milovan Djilas, leidenschaftlicher Angler, Mitkämpfer und Vertrauter Titos, gibt er jedoch zu bedenken: „Später, als Dichter, wußte Djilas: Keine Ausübung der Macht über das Volk, über die Schwachen bleibt ohne verbrecherische Taten. Wäre es nicht besser gewesen, der eigenen Leidenschaft Raum zu geben und den flinken Forellen nachzustellen ...?“

Im Russischen gibt es ein volkstümliches Wort für Jagd und Lust: Ochota. Parins eigene „Jagdleidenschaft“ erlosch bald nach dem 84. Geburtstag seiner Frau Goldy, am 30. Mai 1995: „An diesem Tag habe ich im Fluß Soča in Slowenien die größte Forelle meiner Laufbahn gefangen“. Anschließend erzählte er seiner Frau, daß er am Fluß einen jungen verwilderten Mann, der ihn beklauen wollte, fesselte – dann hätte er ihn ausgepeitscht bis zum „Flash“, woraufhin sie beide zum Orgasmus gekommen wären. Während Paul Parin diese Geschichte schließlich als eine „Phantasie“ darstellt, ist die Psychoanalytikerin Goldy sich da „nicht so sicher ... Kann es sein, daß du nicht nur die Riesenforelle erwischt hast, sondern auch einen Gayboy aus Kärnten?“ Sie einigen sich darauf: „Es könnte so sein oder auch nicht ... Gehen wir schlafen“.

In einer Art Nachwort rühmt Christa Wolf Paul Parins „Lebenskunst und Schreibkunst“; diese im richtigen Augenblick kennengelernt zu haben, hält sie für eine „glückliche Fügung“. Mich hat seine „Kunst“ nun eher verwirrt. Während meiner Arbeit als landwirtschaftlicher Betriebsleiter hatte ich oft mit Bauern zu tun, die Jäger bzw. Treiber waren. Und oftmals kam mir das Dorfleben völlig oversexed vor, voller roher Triebe, die mich erstaunten, aber denen gegenüber ich meine eigenen auch als verzärtelt und allzu harmlos empfand. So erfuhr ich z. B. von einer Melkerin, mit der ich in einer LPG bei Babelsberg arbeitete, daß sie beim letzten Fest mit zwei Kollegen ange-trunken aufs Feld gegangen wäre, um mit ihnen zu vögeln. Aber statt über sie, die sich bereits nackt hingelegt hätte, dankbar herzufallen, hätten die beiden Nichtsnutze sie bloß angepißt. Solche Schufte gäbe es. Ich war erstaunt, mit welcher Freimütigkeit sie mir das erzählte. Wollte sie mich schockieren? Nie hätte ich das sündige Dorfleben aber mit der Jagd in Zusammenhang gebracht, obwohl die Männer andauernd und bis ins hohe Alter den Frauen hinterherjagten, wie sie das selber nannten, und ich dabei selbst auch nicht gerade erfolglos war, obwohl mir weder die Jagd auf Wild noch das Angeln Spaß macht: Das eine bereitet mir hernach schlechte Träume oder ein schlechtes Gewissen, das andere langweilt bzw. – im Anbißfall – eckelt mich. Zudem waren und sind die Jagdgesellschaften meistens Männerrunden, mit deren Geschichten und Ritualen ich nichts anfangen kann. Als unnützen „Sport der Reichen und Mächtigen“ lehnten selbst „meine“ Bauern die Jagd ab. Paul Parin ist 1916 auf einem slowenischen Landschloß geboren. Und in seiner Jugend lagen die Worte für Fleisch

(viande), Vergewaltigung (viol) und Gewalt (violence) vielleicht noch enger zusammen als es bis heute im Französischen semantisch der Fall ist. Diesen Einbruch der Natur in die Kultur haben wir inzwischen mit der urbanen Trennung des Tieretötens vom Fleischessen vielfach für uns abblockiert, wobei das Morden – Jagen oder Schlachten – ebenfalls hochkultiviert/industrialisiert wurde. Von hier aus stellt sich mir die Lektüre der Jagd-Erzählungen von Paul Parin wie ein gelungener – weil verstörender – Einbruch in meinen psychischen Haushalt dar. Bisher hatte mich die ganze Jägerei – pro und contra – eher kalt gelassen.

In der Zeitschrift *konkret* hat Klaus Theweleit einmal den Aspekt des Lustmordens bei den deutschen Vernichtungsfeldzügen in Osteuropa herausgearbeitet, wobei er von Pasolinis Film *Salo oder die 120 Tage von Sodom* ausging und diese „Transgressionen ins gesellschaftlich Unerlaubte“ als „Parallelhandlungen zum politischen Ermächtigungsgesetz“ bezeichnete. Demnach wäre die Jagd eine „Transgression des Lustmordens ins gesellschaftlich Erlaubte“. Nun gibt es aber noch eine erregendere Tätigkeit als die des Jägers: das ist die des Wildererers, „der gleichzeitig Jäger und Gejagter ist“, wie der Sozialforscher Norbert Schindler in seiner wunderbaren Studie über das Salzburger Land *Wilderer im Zeitalter der Französischen Revolution* schreibt. Darüberhinaus ist der bäuerliche Wildschütze auch noch in Friedenszeiten das, was der Partisan im Krieg ist. Und der Partisan ist immer auch und zugleich Wilderer, denn alles was er zum Leben braucht, muß er dem Feind abringen, und dazu gehört auch das Wild in den Bergen, das der Feind für sich beansprucht. So wie in Friedenszei-

ten der „rechtmäßige Herrscher“, dessen Besitzansprüche an Wald und Wild der bäuerliche Freischütze nicht akzeptieren will und kann. Denn mehr noch als die wechselnden und willkürlichen (adligen) Landbesitzer ist er ein Teil des Territoriums und umgekehrt. Aus dieser genauen Ortskenntnis resultiert dann auch meist seine Überlegenheit über die ihm nachstellenden Jäger und Förster des Landbesitzers – und erst recht seine Überlegenheit gegenüber feindlichen Okkupationsheeren, die ihn auf seinem partisanischen Territorium bekämpfen, ja sogar gegenüber einer möglichen „Anlehnungsmacht“, die bereit und in der Lage ist, ihre Soldaten an seiner Seite kämpfen zu lassen. Aber müßte man dann nicht Wilderer gegen Partisanen erfolgreich einsetzen können? Die Nazis ließen 1942 alle inhaftierten Wilderer im KZ Oranienburg konzentrieren und machten daraus die erste Partisanenbekämpfungseinheit der deutschen Wehrmacht, genommen wurden jedoch nur solche, die zuvor mit dem Gewehr und nicht – feige – mit Fallen gewildert hatten. Mit letzteren durften allein die Jäger und Förster der Waldbesitzer „arbeiten“. Die Wilderer wurden der SS-Brigade Dr. Dirlwanger zugeteilt.

Wie Gregory Bateson richtig bemerkte: „Die Karte ist nicht das Gelände“, d. h. die mehrheitlich alpinen Wilderer in der Sondereinheit bewegten sich als Partisanenbekämpfer im Osten außerhalb ihres Heimatterritoriiums und waren als solche nicht besonders erfolgreich. Sie hielten sich deswegen an die Zivilbevölkerung, vor allem an wehrlose Frauen und Kinder und Alte, die sie in Weißrussland, Polen und in der Slowakei zu tausenden ermordeten – und hernach einfach als Partisanen abbuchten.

Sandra Lust Chinesischer Jazz

Der alte Wei war nicht beliebt unter uns Musikern. Wenn wir außerhalb des Parks auf seine schwächliche Gestalt in der abgenutzten Uniform trafen, sahen wir an ihm vorbei. Manche wechselten sogar die Straßenseite.

Halt! Hier noch eine Einführung, europäische Langnasen: Chinas Parks gehören den Rentnern. Die Rente beginnt mit sechzig, für Frauen mit fünfundfünfzig. Nur staatliche Unternehmen und große Firmen gönnen sich den Luxus, ihren Pensionären eine ordentliche Rente auszuzahlen. Ehemalige Angestellte der kleineren Geschäfte müssen sich oft mit ein paar Renminbi im Monat rumschlagen. Sie sitzen dann meist im Park und verkaufen Möwenfutter oder klaben wertvollen Müll aus den Büschen und den Tulpenbeeten. Die glücklicheren Rentner dagegen singen, musizieren und tanzen – in den gleichen Stadtparks. Sie stellen sich in großen Kreisen oder in mehreren Reihen auf, Männer wie Frauen, und tanzen zu den verzerrten Klängen aus einem Ghettoblastern Aerobic und Schwert-Tanz. Oder sie schwenken große Stroh Hüte und lange Bänder. Die Jugend ist damit beschäftigt, die Hundertschaften von Möwen zu füttern oder sich gegenseitig vor blühenden Kirschbäumen

zu fotografieren. Die Möwen überziehen den ganzen Park mit einer weißen Dreckschicht: die Tretboote, die grün gestrichenen Bänke, die kunstvoll aufgetürmten Steinlandschaften und die kleinen Pavillons. Deswegen werden am Eingang des Parks Zeitungen verkauft. Zum Draufsitzen. Wohlhabende Rentner also treiben sich in chinesischen Stadtparks herum, um Musik zu machen. Sie spielen die Qin-Zither, auf der vierseitigen Mondgitarre, manchmal hört man auch den schrillen Klang einer Suona. Sie singen im Chor alte Volkslieder. Wagemutigere stellen sich alleine mit ihrem Verstärker unter die Bäume und führen kommunistische Volksopern auf. Oft gibt es eine Blaskapelle, die meist russische Militärmusik oder Wiener Walzer spielt. Dazu dreht sich manchmal eine alte Frau im Kreis.

Also, noch mal von vorn. Wei war verantwortlich für die Verteilung der Plätze an die diversen Musiker und Tanzgruppen. Da es immer mehr Gruppen als Plätze gab, war dies ein machtvoller Posten. Wir waren uns einig: er haßt Musik. Keiner wußte, nach welchem Prinzip er im Smaragd-See-Park in Kunming die Plätze an die Musikgruppen und Sportgruppen verteilte. Ich selbst bin seit fünf Jahren Saxo-

phonist, in einer Blaskapelle. Ich habe die Stelle von meinem Vater geerbt. Von früh bis spät arbeite ich in meinem kleinen Bücherladen. Was muß man noch wissen? Ich bin Mitte dreißig.

Offensichtlich konnte er die Tanzgruppen am wenigsten leiden und versuchte sie in die äußersten Winkel des Parks zu verbannen. Tanzgruppen aber waren der Renner bei den Rentnerinnen und so hatten seine Vorgesetzten schon mehrmals schlichtend eingreifen müssen. Daraufhin hatte es meist eine offizielle Order gegeben und die Tanzgruppen nahmen wieder die prominenten Plätze im Zentrum der Hauptinsel unter den rosa blühenden Kirschbäumen ein – nur um einige Tage später erneut des Platzes verwiesen zu werden.

Man munkelte, daß er an hoher Stelle eine schützende Hand über sich wußte. Manche behaupteten, daß er früher ein bekannter Musiker gewesen sei, aber in den Wirren der Kulturrevolution in der Provinzstadt Kunming gelandet war. Niemand hatte ihn jemals ein Musikinstrument spielen sehen. Er war auch verantwortlich für die Verkaufsstände, an denen Möwenfutter feilgeboten wurde und er wachte über die Alten, die mit Zangen den Müll aus den Büschen fischten. Man sah ihn in der Mittagspause im Schatten der Pappeln mit den Müllfrauen Karten spielen. Allerdings konnte es dann auch passieren, daß er plötzlich das Gesicht verzog, aufsprang, zu einer Musikgruppe rannte und sie an eine andere Stelle verwies.

Die Tanzgruppen mit den scheppernden Ghattoblastern hatten es am schwersten. Mehr Gnade vor seinen Augen fanden die Musikanten mit klassischen Instrumenten. An unserer Blaskapelle hatte er geradezu einen Affen gefressen. Wir übten wochentags am Abend in einer Grundschule und sonntags nahmen wir im Park Aufstellung. Der alte Wei gab uns immer einen Platz im Zentrum, meist direkt hinter dem Tretboot-Verleih. Manchmal hatte ich den Verdacht, daß er die anderen Musikgruppen nach einer geheimen Ordnung um uns herum arrangierte.

Zu dieser Zeit hatte sich eine regelrechte Verschwörung unter den Musikern gebildet. Man wollte Weis Schwachstellen herausfinden. Allgemein wurde vermutet, daß er einer der armen Rentner war, der seine klägliche Pension mit seiner Arbeit als Wächter aufbessern mußte und also den reicheren Rentnern ihr Freizeitvergnügen mißgönnte. Diskrete Recherchen ergaben jedoch, daß er in der Nähe des Parks bei seinem Sohn in einem großzügigen Apartment wohnte und sein Sohn einen neuen Toyota fuhr. Auch sah man die beiden manchmal in einem der teuren Restaurants in der Renmin-Lu vor einem großzügig mit Speisen beladenen Tisch sitzen, von denen sie nachher meist die Hälfte stehenließen.

Zurück zu unserem Problem. Offensichtlich war mit Bestechung nichts zu machen. Frauen schenkte er keinerlei Beachtung. Es wurde beschlossen, daß ich mich einmal in seinem Büro umsehen sollte, ob sich dort nicht etwas Verfängliches fände. Hierfür wurde er durch eine besonders laute Tanzgruppe in eine entlegene Ecke des Parks gelockt. Ich schlich mich also in sein Büro – eher eine karge Kam-

mer, die aber blitzsauber war. Am Fenster stand ein kleiner, wackeliger Schreibtisch. In einer Ecke standen zwei niedrige Stühlchen an einem winzigen Glastisch. Als Wandschmuck fungierte ein Kalender mit Landschaftsaufnahmen, Werbematerial einer Möbelfabrik. Auf einem Regal waren ein Wasserkocher, eine Thermoskanne, vier Tassen und eine Teedose aufgereiht. Ein schwerfälliges altes Tonbandgerät auf einer Holzkiste zog meine Blicke auf sich. Neben dem Gerät standen einige Spulen. Ich zog eine der Spulen heraus. Sie waren mit fremden Zeichen beschriftet – womöglich amerikanischen. In diesem Moment wurde die Sonne verschattet. Erschreckt wirbelte ich herum. Wei stand in der Tür. Er musterte mich kühl. „Du bist der Saxophonist in Lao Wangs Band“, stellte er ungerührt fest, „und schnüffelst hier herum.“ Er blieb im Türrahmen stehen. Ich beschloß die Flucht nach vorne anzutreten. „Was sind das für ausländische Tonbänder?“ Ich versuchte meiner Stimme einen strengen Tonfall zu geben. Er betrachtete mich spöttisch. „Die sind 40 Jahre alt. Kein Grund mich zu verhaften. Das ist Jazz“. Wovon redete er? Jazz? Ich mußte Wei von der Tatsache ablenken, daß ich unbefugt in sein Büro eingedrungen war.

„Du hörst Musik? Sonst versuchst du doch jede Art von Musik von der Insel zu vertreiben. Jeder Hund versteht mehr von Musik als du“.

Er war sichtbar beleidigt. „Ich vertreibe nicht, ich arrangiere.“

„Du arrangierst?“ Er musterte mich nachdenklich. „Ich weiß nicht was du hier zu schaffen hast. Aber du bist ein guter Musiker“. Er öffnete eine Schublade. „Nimm das mit. Aber bring sie mir wieder“. Mit beiden Händen überreichte er mir mit ehrfürchtiger Geste eine selbstgebrannte CD. Die krakelige Schrift darauf war ebenfalls nicht chinesisch. Zuhause setzte ich mich in eine ruhige Ecke der Wohnung und spielte seine CD ab: wilder Krach und schräges Quietschen. Das klang nicht wie Musik, sondern als schlug jemand in tumber Wut Scheiben ein. Ich wechselte zum nächsten Lied. Ein melodisches Saxophon-Solo. Aber die Rhythmen änderten sich abrupt. Auf das Saxophon folgte erneut undefinierbarer Lärm, dann harmonische Klänge von Streichinstrumenten. Der Alte war definitiv durchgeknallter als ich dachte. Wo hatte er dieses Zeug aufgespürt? Ich war neugierig geworden.

Als ich am darauffolgenden Sonntag mit meinem Roller am Rand des Smaragd-See-Parks ankam, konnte ich sehen, daß der alte Wei bereits nach mir Ausschau hielt. Kaum war ich vom Roller gestiegen betrachtete er mich erwartungsvoll. „Ein bißchen wild, was?“ Er entblöbte grinsend einige braune Zahnstummel. Der Park war gerammelt voll, wie immer am Sonntag. Unser Blasorchester war umlagert von Alt und Jung. Die meisten Gesichter kannte ich. Wir hatten viele Stammhörer. Mir erschien aber unser Repertoire heute seltsam eintönig. Während ich diese Mischung aus Wiener Walzer und russischer Militärmusik runterleierte, spukte mir der Krach der CD durch den Kopf. Ich hatte große Lust mit meinem Saxophon einfach loszustürmen und die Schranken des militärischen Rhythmus niederzureißen.

In eine sentimentale mexikanische Seifenoper.
 Voller Angst schrie ich:
 „So kann ich nicht mehr!
 Jose!
 Schaff mich raus aus diesem Sumpf! Aber anders:
 Als du von der Annuschka gesprochen hast,
 Habe ich mir in die Hose gemacht!
 Geh nicht weg!“
 Ich stürzte hinter ihm her in die, wie das Leben ewige,
 lateinamerikanische Seifenoper,
 Stieß mit dem Kopf gegen den Bildschirm und fiel um.
 Hinter dem Fenster, zerborsten vom Gelächter,
 Die grimmigen Glühbirnen der Verrazano-Brücke.
 Während mein Bewußtsein schwand,
 sah ich, wie die nackte Teresa
 ihren kraushaarigen Kopf hob
 Und laut heulte:
 „Wirst du mich jemals vögeln? Du Feigling!“

José im Fliegerhelm!
 Es ist hirnrissig, zu sehen, wie
 Du mit der Annuschka samt Ladung
 Durch den Kiewer April 1986 fliegst,
 Und die Strahlung Tschernobyls
 Den Wert des Heroins proportional
 Zu den Meßwerten des Geigerzählers steigert.
 In jenem verfluchten Frühling
 Ging ich in die ausgestorbene Schule,
 wo du auf Spanisch über russische Literatur lügen mußtest,
 Und den erschossenen Lorca
 Für den besoffenen Wenedikt Jerofejew ausgabst.
 José! In weißen Fußballhosen und T-Shirt
 stehst du am Rande des Strafraums und schützt deine Eier.
 Doch Maradona spielt den Paß zu Pele,
 Pele kickt den Ball über den Kopf
 und der Kopf des Journalisten Gongadse fliegt
 Direkt ins Tor des Präsidenten Kutschma.

Da bist du wieder im Sombrero, mit dem Koran unter
 dem Arm!

Wieder schneidest du mit einem Doppeldecker
 die Zwillingstürme des World Trade Centers ab
 Und das weiße Pulver zerstiebt über ganz New York.
 José, Toreador mit dem roten Tuch!
 Du trittst zum Stierkampf an,
 Doch der grimmige Bulle Putin
 Nahm schon meinen ungeschickten und kurzsichtigen
 fernen Verwandten Chodorkowski auf die Hörner,
 Und das Blut trieft aus ihm wie das Öl von Yukos.
 José im Tarnanzug, mit einer Kalaschnikow,
 Im Innersten des bolivianischen Dschungels,
 Neben dem bärtigen Che Guevara
 Und nicht weniger bärtigen Tschetschenen,
 Vermint die Straße,
 Welche in einer Stunde
 Präsident Bush passieren wird.
 In diesem Moment wachte ich auf.
 „Teresa! Wasser!“
 Ich tastete mich ins Schlafzimmer.
 Die unbändige Afrikanerin wird mich durch heißen Sex retten!
 „Teresa! Mach mit mir alles, was du willst!
 Du kraushaarige Schönheit!
 Du Mutter Teresa
 Mit einer tobenden Klitoris!“
 Aber es ist schwierig, eine schwarze Frau
 in einem dunklen Zimmer zu finden.
 Zumal, wenn sie sich schon angezogen hat und weggegangen ist.
 Und durch den Kopf krabbeln die Spinnen des Wahnsinns.
 „Mutter, verflucht, Teresa! Komm zurück!“
 Sicher, meine drei Zentimeter entehrten unsere weiße Rasse,
 Meine drei Zentimeter
 Des Schuldgefühls, der Vorwürfe und Unausgesprochenheiten,
 Meine drei Zentimeter
 von Auschwitz, Disney Land und Brighton Beach.

Aus dem Russischen von Alexander Filyuta.

Gerd Schöfeld

Ständig tragen deine Nägel Trauer (6. Folge)

Lieber Onkel Karl!

Heute war ich mit Tante Herta beim Sprecherzieher,
 Herrn Keller. Er sagte, daß aus mir mal ein Professor
 werde. Sein Freund, der sei Professor gewesen und hätte
 als Kind auch so einen rachitischen Kopf gehabt. Jetzt ste-
 che er Kippen. Mit einem langen Stock, in dem unten ein
 Nagel stecke.

„Den kenn ich“, sagte ich. „Der hat nen schwarzen
 Gummimantel an. Und zieht Sprungfedern hinter sich
 her. Die hat er zusammengebunden. Und in die Sprungfe-
 dern hat er Pappe geklemmt. Da steh drauf: ORCHESTRI-
 ON! – Stimmts?“

„Ich denke, ihr Neffe stottert?“

„Er stottert nur, wenn er was gefragt wird.“

„Dann ist er neurotisch.“

„Das hat er aber nicht von mir“, sagte Tante Herta. „Er
 ist Zwilling.“

„Ach! – Zwilling?“ „Obwohl! Er kenne einen Widder.
 Aber er, er sei Krebs. Grade noch mal Glück gehabt.“

„Ich bin Waage“, sagte Tante Herta.

„Waage? Meine Frau ist Steinbock. Aber eigentlich ist
 sie ein Drache. Sie speit noch Feuer, wenn man ihren Kopf
 unter Wasser hält. Zu ihrem Glück hab ich nur eine Hand.“

„Haben sie die andere im Krieg verloren?“ fragte Tante
 Herta.

„Im Krieg?“ Herr Keller lachte. – „Selbst ist der Mann!
 – Sag doch mal Axt“, sagte er zu mir.

„A-A-“.

„Mit was habe ich mir die Hand abgehackt“?

„Mit nem Fleischerbeil.“

„Grandios!“ Herr Keller schlug sich mit seinem Stumpf, der in einem blauen Socken steckte, aufs Knie. „Du wirst noch mal Professor.“

„Es reicht mir schon“, sagte Tante Herta, „wenn er nicht mehr stottert.“

„Ist er Pionier?“ fragte Herr Keller. „Kriegt er das IMMER BEREIT nicht raus? – Oder soll er Kommandeur werden?“

„Er soll ins Büro“, sagte Tante Herta.

„Sag doch mal Aktenordner“, sagte Herr Keller.

„Irgendwann wird er Büroleiter“, sagte Tante Herta – „Wie mein Bruder.“

„Wie nennst du den Bruder deiner Tante?“ fragte mich Herr Keller.

„Sohn meiner Großmutter“, sagte ich.

„Genial!“

„Mein Bruder ist gefallen“, sagte Tante Herta.

„Dann war er eben zu gesund“, sagte Herr Keller.

„Wenigstens hat er sich nicht selbst verstümmelt“, sagte Tante Herta.

Herr Keller nahm einen Schluck aus seiner Thermosflasche und rülpste. – „Donnerwetter“! Dann brachte er uns zur Tür. Er schenkte mir zwei klebrige Datteln, machte vor mir einen Bückling und sagte: „Hatte die Ehre.“

Lieber Onkel Karl!

Heut früh beim Bäcker, da redeten alle durcheinander. Über Chruschtschow – Molotow – Eisenhower – fliegende Untertassen – Sputniks – Die armen Hunde da drin – Der Pieck, das war ne ehrliche Haut – Die einzige da oben – Meinen Sie Belka? Oder Strelka? – Na, na, na – Zwei Knüppel, ein Weißbrot – Der Pieck, immer bescheiden – Der könnt noch leben – Ick sahe, da steckt der Ulbricht hinter – Na, na, na – Ick will mein Laden nonne Weile behalten – Der Pieck, der war ihm zu beliebt – Unter Pieck und Grotewohl, da werden wir wieder eins – Ein Stück Schwarzwälder – Die Friedenglocken, die sind längst gegossen – Eine Schillerlocke – Wenn die erst erschallen – Zwei Kameruner – Der Grotewohl, der ist bei Adenauer. Und der Pieck bei Eisenhower! – Der Pieck, Muttmchen, der is seit jestern tot – Der Zickenbart, der sackt die alle ein – Na, na, na – Wat is denn jetzt schon wieda? Ick hab den doch jelobt – Uff sohn Lob vazicht ick. Jehnfalls in meim Laden. – Kennen se den? Ulbricht in der Straßenbahn – Na, na, na. – Zweek Amerikaner – Na, na, na – Ick mein die zum essen – Ich mein den Ulbricht. Haben sie den mal lachen sehen? Als würde man einem Bären das Maul breit ziehen – Na, na, na, na. Na, mein Junge? – „Zwei Spreewellen.“

„Da fehlen aber nen paar Sechser.“

„Zwei Negerküsse.“

Und dann bin ich zur Schule gewetzt. Ich wollte gar keine Negerküsse. Nur eine Spreewelle. Aber bei einer,

da krieg ich nur A, A raus. Denn das E bei Einer hört sich ja an wie ein A. Eigentlich wollte ich auch keine Spreewelle. Ich wollte eine Eierschecke. Noch schlimmer. Eine. Und dann noch Eier. Tante Herta ißt schon seit einem Jahr keine AA. Nur noch Roland. Aber gebratene.

In der Schule war es still wie auf dem Friedhof. Das Klassenzimmer leer. Plötzlich stand der Hausmeister vor mir. „Mach, daß du nach oben kommst. Aber flott!“ In der Aula sang ein Chor *Die Häuser sollen nicht brennen*. Unser Lehrer glotzte mich an, als wollte er mich fressen. Auf der Bühne standen Pioniere. Zwischen roten, blauen und schwarz-rot-goldenen Fahnen. In der Mitte hing ein Bild mit Wilhelm Pieck. Am Rahmen ein schwarzes Band. Der Direktor sagte, daß Wilhelm Pieck ein Sohn der Arbeiterklasse sei. Und Begründer der KPD. Und sich im Kampf um den Frieden verdient gemacht hätte ...

Vor mir saß Matze. Er beugte sich zu seinem Vordermann. Der heißt auch noch Wilhelm. „Wilhelm“, flüsterete Matze, „Wilhelm.“

... und daß er mit anderen Genossen den antifaschistischen Kampf von der Sowjetunion aus führte ...

„Wilhelm.“ Matze wurde immer lauter. „Sag doch mal Wilhelm!“ Als sich Wilhelm immer noch nicht umdrehte, piekte er den Zeigefinger an seinen Kopf und sagte „Pieck“

... Im Nationalkomitee *Freies Deutschland* ...

„Wie war der Vorname von Pieck?“ Tomi hatte was Spitzes in der Hand.

... Und nach der Gründung unserer Republik wurde der Genosse Pieck Präsident des ersten Arbeiter- und Bauernstaates ...

„Sag doch mal! Hieß der Franz?“

... Wilhelm Pieck wurden sehr viele Auszeichnungen zuteil ...

„Hör auf damit!“ Christel drehte sich zu Matze. „Ich sag nicht Wilhelm.“

„Pieck“, sagte Matze.

„AUA!!!“

Der Direktor hob seine Stimme: „Banner der Arbeit. – Und der Karl-Marx Orden!!!“

Dann stieg ein Mädchen auf die Bühne. Mit schwarzen Haaren und langen Zöpfen. Wie HATIFA, das Sklavenmädchen. Sie machte einen Knicks und sang: *Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer*. HATIFA hab ich mit Tomi im SCALA gesehen. Wir waren die einzigen im Kino und saßen ganz vorn. Und als Hatifa das Medaillon zerbrach, hat sie runterguckt. Und genau zu mir. Tomi sagte, daß das ein Film sei. Die würde immer in die erste Reihe gucken. „Da wetten wir um eine Flasche VIPA“, sagte ich. Am nächsten Morgen saßen wir wieder im SCALA. Aber hinten. Und bevor Hatifa das Medaillon zerbricht, ging im Kino das Licht an. Dann hat uns der Lehrer mit Kopfnüssen vor allen Leuten in die Schule getrieben.

„Wie Hatifa“, sagte ich. „Die sieht aus wie Hatifa.“

„Ich krieg sowieso noch ne VIPA von dir“, sagte Tomi.

„Der hat uns doch vorher rausgeschmissen.“

„Haste aber Glück gehabt.“

„Du hast Glück gehabt. Du weißt doch gar nicht, was es alles gibt. Ein Ka-Ka, Kauboy, der hat aus der Leinwand sogar Zuschauer er – er – totgeschossen.“

„Wer hat die totgeschossen?“

„Ein K-K-Kauboy.“

„Häh?“ Tomi hielt seine Hand hinters Ohr. „Versteh nix“. Dann stand er schnell auf.

„Ein Ka“, rief ich. „Ein Ka-Ka-Kau...“ Plötzlich boxte mir jemand auf den Arm. Da hab ich mitgekriegt, daß ich der einzige war, der noch saß. Aus den Lautsprechern dröhnte längst die Nationalhymne: ... *Schlagen wir des Volkes Feind!* Herr Wolf griff mit einer Hand in meinen Arm und lief gebückt zwischen den Stuhlreihen zur Tür. Als müsse er nicht mich, sondern einen schweren Wagen ziehen. Ich mußte schnell hinterher. Sonst hätte er meinen Pullover zerrissen. „Wart ab! Freundchen“, zischte er. Dann stieß er mich aus der Aula. Ausgerechnet der Wolf. Einem Schüler hat er das Schlüsselbund fast ins Auge geschmissen. Bevor der wieder rauskommt, dachte ich. Und dann bin ich zum Wedding gelaufen. Ins Revier. Onkel Walter besuchen.

Vorm BILKA spielte ein Leierkasten. *So ein Tag. So wunderschön wie heute.* Am Schaufenster steht: *Alles noch billiger. Und dann noch bei Bilka.* Die Straße roch nach DUBBLE BUBBLE. Der Leierkastenmann trug einen Frack. Auf seinem Kopf ein weißer Zylinder mit roten Buchstaben: BILKA. An seine Schulter klammerte sich ein zitterndes Äffchen. Mit einem blauen, spitzen Hütchen. Seine Augen waren fast so groß wie der Kopf. Französische Soldaten hielten abgelutschte Eisstiele in ihren Händen. Mit ihnen wollten sie dem Äffchen das Hütchen ins Gesicht schieben. Es wollte sich vor ihnen verstecken. Aber die Kette war zu kurz. Vor Lachen warf ein Soldat den Kopf so weit nach hinten, daß seine Mütze runterflog. Ein brüllender Zeitungsverkäufer lief vorbei. *„Regime in Pankow kopflos!!!“*

Von der Seite sah ich, daß der Leierkastenmann gar keine Beine hatte. Er hockte auf einem Zahnarztstuhl, an dem er festgeschnallt war.

Onkel Walter hatte Dienst. Sein grüner Käfer stand vor dem Revier.

„Endlich ein Idiot weniger“, begrüßte er mich. Er schnallte sich seine Pistole um. „Gib meinem Neffen mal ne COLA!“ Der Schupo sprang auf und lief zum Kühlschrank.

„Hast du schulfrei?“

„Die haben mich aus der Feierstunde geschmissen.“

„Dann gib ihm noch ne COLA“. Der Schupo schnellte hoch. „Erst, wenn er ausgetrunken hat“. Der Schupo setzte sich wieder und wienerte seinen Tschako.

„Irgendwann, mein Junge“, sagte Onkel Walter, „wirst du einer von uns. Dann kannst du dir selber eine COLA leisten.“

„Ich will nach Afrika“, sagte ich.

„Hast du das gehört?“ Onkel Walter hakte sich den Gummiknüppel ein.

„Kennst du Hatifa?“

Der Schupo grinste. „Er will nach Hatifa.“

„Hatifa, das ist ein Sklavenmädchen“, sagte ich.

„Dann soll er sich mal beeilen“, sagte Onkel Walter. „Bevor die sich in seinem Hatifa gegenseitig auffressen.“ Er steckte sich einen Schlagring in die Hosentasche. „Oder in die Zone abhauen.“

„In die Zone“, prustete der Schupo. Vor Lachen wäre er fast vom Stuhl gekippt. Er krallte sich mit beiden Händen an den Tschako, der vor ihm auf dem Tisch lag. Onkel Walter zog sich die Lederhandschuhe an. „Neger in die Zo...“ Der Schupo kriegte keine Luft mehr. Sein Tschako, den er poliert hatte, war voll mit Spucke. Als er beim Z von Zone steckenblieb, klatschte Onkel Walter in die Hände. „Hopp Hopp! Nun wolln wir mal! – Und eine Cola“, sagte er zu mir, „die kriegst du erst wieder, wenn du keine Flausen mehr im Kopf hast.“

Lieber Onkel Karl!

Wenn die Schule nicht wär, hätte ich gar nicht mitgekriegt, daß Wilhelm Pieck tot ist; denn Roland und Tante Herta lesen keine Zeitung. Und hören kein Radio. Dann wundern sie sich, wenn die Schönhauser Allee abgesperrt ist. Einmal wegen der Friedensfahrt. Ein andermal wegen Gagarin. Oder Chruschtschow. Wir mußten von der Schule aus zwei Stunden am Straßenrand warten, weil Gagarin Verspätung hatte. Und bei Chruschtschow, da standen wir sogar drei Stunden rum. Und als er in einem schwarzen Auto mit weißen Reifen an uns vorbei fuhr, war alles in zehn Sekunden vorbei.

„Ich freu mich über jeden Staatsbesuch“, sagte die Nachbarin „Ist doch besser, als auf der Arbeit. Grad bei schönem Wetter. Und wenn es mir zu lange dauert, ich mein mit dem Spalier, sag ich zum Brigadier: Ich muß mal. Dann trink ich irgendwo ein Käffchen mit nem Schnäpschen. Und dann seh ich, wie viele meiner Kollegen ne schwache Blase haben.“

„Meine Blase“. Tante Herta klopfte dreimal gegen die Tür.

„Sie müssen ja auch kein Spalier stehen.“ Frau Schmidt lachte.

„Biochemie!!!“ sagte Tante Herta. „Am besten Kalium!“

„Ich trink lieber KALI“. Frau Schmidt schloß ihre Wohnungstür auf, die der Wind zugeschlagen hatte. „Mein Mann sagt immer: Die feiern uns jeden Tag besoffen.“

„Die Schmidt war eben hier“, sagte Tante Herta. „Deine Nachbarin.“

Roland schrieb Noten. „Wieso meine? Ist doch auch deine.“

„Wie die geguckt hat, als ich die Tür aufmachte. Und nicht du. – Brauchte angeblich Bohnenkraut. – Mit knallroten Lippen.“ Tante Herta sortierte rot-weiße Schachteln. „Wo ist denn das Kalium? – Du wolltest doch nur Kalcium? – Phosphoricum ist auch alle.“

„Was für ein Phorium?“

„Ferrum phosphoricum! Und Kalium sulfuricum. Das ist Biochemie! Zwei Tabletten täglich.“

„Hast du doch selbst gesagt: Ist gut gegen Verspannung.“

„Das ist Magnesium“, rief Tante Herta. „Magnesium phosphoricum.“

„Dachte, wär Kalcium.“

„Warum ist denn die Kalciumschachtel noch voll, wenn du dachtest, Kalcium sei gegen Verspannung.“

„Hab gedacht, wär Kalium.“

„Wozu brauchst du denn Kalium? Du hast doch gesagt: „Ich hätte eine belegte Zunge.“

„Habs doch gesagt“, rief Roland. „Dachte: Kalium wär Kalcium.“

„Und obendrein mit Sulfuricum verwechselt“, rief Tante Herta.

„Wenn die bloß mal die Klappe halten könnte“, brubbelte Roland.

„Du wolltest doch nur Kalcium“, rief Tante Herta. „Für deine Knochen. Ein guter Pianist, hast du gesagt, kann auf den Fingerspitzen Liegestütze machen.“

Roland piff den Radetzkymarsch und stieß mit der Tintenfeder Löcher ins Papier.

„Da wird dir die Nachbarin noch schönere Augen machen“, rief Tante Herta. „wenn du ihr auf deinen Fingerspitzen Liegestütze machst.“

Lieber Onkel Karl!

Heute Abend besuchen uns Stahns. Mit Rainer. Tante Herta hat sie auf der Elternversammlung kennengelernt. Rainer ist der Klassenbeste und sieht schon so alt aus, als sei er dreimal sitzengeblieben. Aber dafür kann er nicht. Arkadi Gaidar hat gesagt, daß in jedem Menschen ein guter Kern stecke. Manche Kerne sind größer. Und manche Kerne sind kleiner. Es dauert dann eben etwas länger, ehe man zu einer ausgereiften Persönlichkeit wird. Aber Rainer denkt, daß er jetzt schon eine ausgereifte Persönlichkeit sei. Weil ihn der Direktor von hinten mal mit einem Lehrer verwechselt hat. Wenn einer zu spät kommt, guckt Rainer zum Lehrer und schüttelt den Kopf. Dafür kriegt er pro Woche einmal Klassenkeile. Im Erdkundeunterricht sagte er, daß Erdbeben in den sozialistischen Ländern der Vergangenheit angehörten. „Du spinnst ja“, rief Matze. „Erdbeben sind international.“ „Waren sie“, sagte Rainer. „In den westlichen Ländern verdient am Beben der Kapitalist. Wie am Krieg. Und in den sozialistischen Ländern stört ein Beben den friedlichen Aufbau.“ „Und in Jugoslawien?“ fragte Tomi, „da ist auch kein Kapitalismus. Das ganze Skopje zerstört.“ „Oder war das kein Erdbeben?“ rief Christel. „Mein Onkel war doch da!“ – „Päh! Jugoslawien.“ Rainer guckte zum Lehrer. Sein Vater habe ein Buch: *Tito – Marschall der Verräter*. Er sei nun wirklich kein Freund des Kapitalismus, sagte Herr Wetzke, aber daß man im Sozialismus Erdbeben verhindern könne, das schiene ihm zu gewagt. „Hat der Westen den Sputnik?“ fragte Rainer. „Oder hat ihn die Sowjetunion? – Und wer den Kosmos im Griff hat, der beherrscht auch das Innere der Erde.“ „Der hat

doch ne Schacke“, rief Matze. Oder ist der Gertrud, die Gans“. An Rainers Kopf flogen Papierkrammen.

„Freu dich“, sagte Tante Herta, „die Stahns, die haben wir auch für dich eingeladen. Wenn wir sie drum bitten, dann wird der Rainer dir Nachhilfe geben. – Dann hast du einen ganz anderen Umgang. Und benimmst dich gesetzter.“

„Der und Nachhilfe“, sagte ich. „Der hält ein Buch davor, damit ich nicht abschreibe.“

„Der Rainer ist eben verantwortungsbewußt. Er weiß, daß dir damit nicht geholfen ist.“

„Manchmal läßt er mich abgucken. Dann schreibt er was Falsches auf und streicht es heimlich wieder durch.“

„Genau so einen hatten wir auch“, keuchte Roland.

„Vergiß die Klinken nicht.“ rief Tante Herta. „Aber mit ATA.“

Roland wischte sich mit dem Scheuerlappen den Schweiß von der Stirn. „Von außen reicht.“

„Von wegen! Wenn sich die Stahns aufs Klo setzen, dann sehen sie die Tür auch von innen.“ Roland stöhnte. „Und stell den Rauchverzehrer auf.“

„Den Hirsch? Oder die Eule?“

„Die Eule. Und vergiß den Hasen nicht. Mit feuchtem Lappen.“

„Ich sehe keinen Hasen“, rief Roland.

„Ich weiß doch wohl noch, wo der Dürer hängt!“ rief Tante Herta.

Sie wetzte ins Wohnzimmer. „Wo ist denn der Hase?“

„Dein Hase, der hängt im Schlafzimmer. Und das seit Jahren.“

Tante Herta stieg aufs Buffet und nahm das Bild ab. „So ein Rembrandt, der macht das Zimmer dunkel. Da kommt der Hase wieder hin.“

„Dann sehen die Stahns, daß die Tapete fehlt.“

„Dann hängst du eben den Spitzweg auf. Der ist größer.“

Tante Herta schluckte zwei Natrium sulfuricum. „Was ißt denn der Rainer so? Du sitzt doch neben ihm.“

„Leberwurst“, sagte ich.

„Dann kauf Gutsleberwurst!“

„Der ißt keine Gutsleberwurst. Seine ist grau und hat Fettknorpel.“

„Hörst du, Roland? Leberwurst mit Fettknorpeln. Die sind auch arm.“

„Dann kauf Gutsleberwurst“, sagte Roland. „Und Bierschinken!“

„Hab ich schon gesagt. Dreihundert Gramm Gutsleber.“

„Und Bierschinken“, sagte Roland.

Tante Herta schluckte zwei Magnesium phosphoricum. „Hat der Rainer Butter auf den Stullen? – Oder Margarine?“

„Butter. Dick wie ne Napoleonschnitte.“

„Vergiß den Bierschinken nicht!“

„Hast du gehört, Roland? Kein Bierschinken. Wir müssen noch Butter kaufen.“

„Der Bierschinken, der ist für mich. Hab ich was für morgen.“

Tante Herta gab mir ein Netz und sieben Mark. „Von dem, was übrigbleibt, darfst du dir deine Teewurst kaufen.“

„Ich esse keine Teewurst.“

„Du und keine Teewurst.“

„Die schmeckt mir nicht.“

„Mit einem Mal. Jetzt willst du wohl Rainers Knorpel-leberwurst? Nimm dir mal lieber an seinen Zensuren ein Beispiel.“

„Teewurst hat mir noch nie geschmeckt.“

„Seit deinem ersten Schultag schmier ich dir Teewurst auf die Stullen.“

„Die Stullen hab ich weggeschmissen. Oder das Pferd vom Kohlenplatz gefüttert.“

„Roland! Hast du das gehört? Er kommt in die achte Klasse. Sieben Jahre hat er täglich seine Stullen weggeworfen. Weil ihm angeblich die Teewurst nicht schmeckt.“

„Hab ich dir schon immer gesagt“, sagte ich. „Aber du sagst jedes Mal: Rede nicht. Angela ißt die auch gern.“

„Wenn sogar deiner Westcousine die Wurst schmeckt, dann wird schon was dran sein. Du hast eben keinen Geschmack. Und trödele nicht – die Stahns, die kommen gleich.“

Tante Herta sagte zu Frau Stahn, daß ihr das Leitungswasser am besten schmecke. Frau Stahn sagte, daß sie am Leitungswasser keinen Geschmack fände und ein Glas RIESLING bevorzugte. Tante Herta sagte, daß ihr nur das schmecke, was in freier Natur wüchse. Weintrauben, die seien ihr lieber, als ein Glas Wein. Frau Stahn sagte, daß sie lieber ein Brot esse, als im Getreidefeld an den Ähren zu knabbern. Die Geschmäcker, die seien eben verschieden, sagte Tante Herta. Eben, sagte Frau Stahn. Ich sagte, daß mir die Schule und die Teewurst nicht schmeckten, weil ich keinen Geschmack habe. Tante Herta sagte, daß ich meinen Geschmack lieber für mich behalten sollte. Der Rainer, sagte Frau Stahn, der würde mir auch Nachhilfe geben. Aber ich sei in allen Fächern sehr schlecht. Sie beugte sich zu Tante Herta. „Der Franz“, flüsterte sie, „der soll nach der Unterrichtsstunde noch nicht mal wissen, in welchem Fach die grade war.“ Frau Stahn lehnte sich zurück. „Lieber einmal sitzenbleiben. Und dann ein sauberer Neuanfang!“

„Ihr Rainer“, sagte Tante Herta, „der müßte Franz sein. Nur Einsen.“

„Und eine Drei“, sagte Frau Stahn. „Aber in Sport. – Und das kriegen wir in den Griff. Nach dem Ziegenpeter.“

„Ach! – Ziegenpeter? Ist doch ansteckend.“

„Darum blieb der Rainer auch zu Hause Die Oma paßt auf.“

„Am besten Urin“, sagte Tante Herta.

Frau Stahn verzog ihren Mund, als hätte sie Zitrone gelutscht. „Urin?“

„Sie haben eben keinen Geschmack“, sagte ich.

„Halt den Mund“, sagte Tante Herta. „Der Morgenurin, der ist der beste.“

„Gegen Ziegenpeter?“

„Gegen Ziegenpeter!“

„Gegen Diphtherie, hab ich mal gehört.“

„Bei Diphtherie?“

„Bei Diphtherie!“

„Sie haben recht, Frau Stahn. Bei Diphtherie. Der Franz, der hatte Diphtherie. Der mußte seinen Urin trinken. Wenn du vom Schularzt gefragt wirst, Franz, sag ihm, daß du Diphtherie hattest. Und keinen Ziegenpeter. Der Ziegenpeter, Frau Stahn, der kann auf die Ohren schlagen. Dann ist der Rainer taub.“

Frau Stahn hielt die Hand vor ihren Mund und gähnte „Das schaffen wir schon. Mit oder ohne Urin.“

Roland runzelte die Stirn. „Ist denn dein Urin so wichtig?“

„Das war eben Frau Stahn“, sagte Tante Herta.

„Wo war ich stehengeblieben, Herr Stahn?“

Herr Stahn zuckte mit den Schultern.

„Richtig! GEMA! Dagegen die AWA. Ein Hungerverein! Aber Geld für die Spitzel. Der mit dem Glasauge, der müßte Spätdienst haben. Haben sie den gesehen? Stehen Tag und Nacht im Hausflur. Seitdem mein Verleger abgehauen ist. Die denken, ich hätte mit dem Kontakt. Und wenn man fragt, wen sie suchten, dann sagen die: Wir suchen Meier, Müller oder Schulze.“

„Mein Leben war Sport, Frau Stahn“, sagte Tante Herta.

„Und wissen sie, Herr Stahn, was die mit seinen Druckmaschinen machen?“ Roland redete immer lauter. „Stehen unter freiem Himmel! Lassen deutsche Wertarbeit verrotten. Und in den Betrieben, da passen die Kampfgruppen auf, daß keiner den Kunsthonig klaut. Oder die Margarine! – Ein Land, regiert von Irren!“

Tante Herta hob sechs Finger. „Sechs Sportabzeichen, Frau Stahn. – Sechs!!! Frau Stahaaahn! Hören sie?“ Frau Stahn sammelte Fusseln von ihrer Bluse. „Zweimal Gold! Silber! Und nur einmal Bronze. Weil ich gestolpert bin. Auf dem Reichssportfeld! – Wenn bloß der Hexenschuß nicht wär.“ Tante Herta zuckte zusammen und verzog das Gesicht. „Roland! – Spiel doch mal was. Es gibt nichts Schöneres als die Musik.“

„Erst mal Kaffee“, sagte Roland. „Aber Jacobs! Unser, der ist ja unter aller Sau. Schmeckt köstlich. Aber ohne K.“ Roland lachte. – „Köstlich!!! – Ohne K!!! – Ob der Zickenbart die Lorke auch säuft?“

„Wir müssen früh raus“, sagte Frau Stahn.

„Morgen ist doch siebenter Oktober. Der Abend fängt erst an.“

„Mein Mann ist in der Kampfgruppe.“

„Ach! – Kampfgruppe?“ Aus Rolands Mund flog Mortadella. – „Aber ... gezwungenermaßen?!“

„In unserer Republik wird niemand gezwungen.“ Herr Stahn stand auf und half seiner Frau in den Mantel.

„Unsere Errungenschaften müssen verteidigt werden“, sagte Frau Stahn.

„Sie haben ja gar nichts gegessen.“ Roland quälte sich aus dem Sessel. „Herta! Pack unsern Gästen mal Bierschinken ein! – Oder hast du den versteckt?“

„Du hast doch gehört. Stahns wollen nichts. Und den Bierschinken, den wolltest doch du!“

„Das bißchen Bierschinken. Sei doch nicht so geizig!“

Herr Stahn stand mit seiner Frau im Treppenhaus. Roland legte die Hand auf seine Schulter. „Wir Männer wissen ja, Herr Stahn, wie die Frauen so sind. Hamstern, bis die Backen brechen.“ Frau Stahn zog ihren Mann die Treppe runter. „Wir sagten doch, wir brauchen nichts.“ Roland beugte sich übers Geländer. „War doch mal ein interessanter Abend.“

Lieber Onkel Karl!

Morgen ist endlich Mittwoch. Und Frau Schulz geht von eins bis drei zum Arzt. Ich hab mir heute schon Kronenverschlüsse in den Schuh gelegt. Mit den Zacken nach oben. Damit ich in der Schule nicht vergesse, zu humpeln. In der letzten Stunde, da haben wir nämlich Sport. Und wenn der Lehrer schreit: Sport frei! Dann hab ich wirklich frei. Und sitze bei Herrn Schulz und spiele Schach. Ich habe mir extra die französische Verteidigung angeguckt. Roland hat sich mal das Schachbuch gekauft, weil er dachte, es handelte vom Deutsch-Französischen Krieg. Als er zu Hause drin lesen wollte, murmelte er: `Ach so`, und klappte es wieder zu. Er habe mal einen Akkordeonschüler gehabt. Völlig unbegabt. „Aber der konnte Schach spielen. Der hieß auch noch König. Ein typischer Springerspieler.“

„Das sagt Herr Schulz von mir auch“, sagte ich.

„Herr Schulz!“, Roland winkte ab.

„Den kennst du doch gar nicht“, sagte ich. „Herr Schulz würde sogar seine Dame für meine Springer geben. So gefährlich sind die.“ Roland schraubte sich eine Rasierklinge ein.

Sein Schüler, der Herr König, der habe sogar im Klub *Eckbauer* gespielt. Da seien nur die Besten. Trotzdem hätte er gegen ihn gleich gewonnen. Roland setzte im ersten Zug zwei Bauern. Ganz unorthodox. „Was soll denn der Quark!“ rief Herr König und stellte Rolands Bauern wieder zurück. Man dürfe nur eine Figur ziehen. Es sei doch egal, sagte ihm Roland, ob man einen Bauern zwei Felder oder zwei Bauern ein Feld setze. Er lasse sich die Eröffnung nicht vorschreiben. Roland zog die beiden Bauern wieder vor. „Ist doch völliger Humbug“, rief Herr König und schnipste Rolands König gegen die Kaffeetasche. Roland sagte ihm, daß nicht alles Humbug sei, nur weil man es nicht kenne. Und ein Verlieren in Würde, das hätte er, Herr König, in seinem Verein wohl nicht gelernt. Wenn Roland weiter so einen Blödsinn quatschte, sagte Herr König, würde er ihm auch nicht mehr die Noten glauben. Seitdem ist er nicht mehr zum Unterricht gekommen.

„Stimmt doch, was Herr König sagt“, sagte ich. „Die Regel gibt’s nicht. Sonst würde sie im Schachbuch stehen.“

„Du mit deinen Regeln. Wie dick soll denn so ein Schachbuch noch sein?“

„Du kannst gar nicht spielen“, sagte ich. „Du gibst doch nur an.“

„Du hast Glück, daß ich mich gerade rasiere.“ Roland zuckte zusammen. Er hat sich in seine Warze geschnitten. Der Rasierapparat platschte in die Schüssel. „Wegen dir komme ich zu spät“, schrie er mich an. Roland kommt immer zu spät. Weil er sich täglich rasiert. Und sich täglich in seine Warze schneidet. Als er sich einen Tag mal nicht rasiert hat, sagte ihm unsere Nachbarin: „Oi, joi, joi. Ohne Pflaster. Ist doch mal was anderes.“ Mit einer Warze, sagte Tante Herta, sei nicht zu spaßen. Die könne sich teilen. „Dann sehen sie aus wie ein Warzenschwein“, sagte Frau Schneider. „Dann bleibt er ihnen wenigstens treu“, flüsterte sie zu Tante Herta.

„Das fehlte gerade noch.“

„Wieso fehlte?“ fragte Frau Schneider. „Hauptsache: Charakter.“

„Charakter. – Stur wie zehn Esel. Ich habs ihm hundertmal gesagt. Schneiderkreide trocknet die Warzen aus.“

„Ich hab aber keine Schneiderkreide“, sagte Frau Schneider.

„Ich meine Schneiderkreide, Frau Schneider Und nicht Schneiders Kreide.“

Frau Schneider schlurft zur Tür. Über ihre Knie hatte sie sich Einweckgummis gezogen, damit die Strümpfe nicht rutschen. Sie guckte zum Tisch.

„Was sucht denn das Hörgerät hier? – Und mir hat er gesagt, er hätt es verloren. Hat der Otto erzählt, daß ich ihn verhungern lasse? Das ganze Haus weiß Bescheid. – Steht mit seiner Pfeife vorm Käfig und nebelt mein Hänschen ein. Er kriegt seine Zähne erst wieder, sagte ich ihm, wenn er nicht mehr raucht. Irgendwann will er was essen.“

„Aber Frau Schneider. Ihr Mann, der ist schon neunzig. Nicht, daß er abklappt.“

„Der wird bei Konnopke stehen. Für ne Brühe reichs – Und uns läßt er im Kalten. Nicht eine Kohle mehr. Ich kriege die Kohlenkarte erst, sagte er, wenn ich ihm sein Gebiß wiedergebe. – Armer Hans. Steckt nur noch den Kopf unters Gefieder. Sonst singt er wie Hans Albers. Er heißt auch Hans Albers.“

„Wenn sie ihm die Zähne wiedergeben“, sagte Tante Herta, „dann hat der Vogel es wenigstens warm.“

„Sie meinen den Hans Albers? – Den Braten riecht mein Mann. Er würde sein Gebiß nachts drin behalten. Ich käme nicht mehr ran. Und alles blieb beim Alten.“

„Dann geben sie ihm für die Kohlenkarte die unteren Zähne“, sagte ich. „Und die oberen erst, wenn er nicht mehr raucht.“

„Wenn das so einfach wär. Ich hab mir extra Notizen gemacht, wo ich sie versteckt hab. Den Zettel hab ich auch versteckt, damit der Otto ihn nicht findet. Und jetzt finde ich ihn auch nicht.“

Frau Schneider schlägt ihre Hand gegen die Stirn. „Wie kann man nur so stur sein. – Und mein Hänschen friert. Die Lunge, groß wie ein Fingerhut. – Es trifft immer nur die Kleinen!“

Walter Fähnders und Helga Karrenbrock

„Kommunistisch Rosen schneiden“

Dem Avantgardisten Heinrich Vogeler zum 140. Geburtstag und zum 70. Todestag – Ein mutwilliges Dossier



Willi Tegtmeier: „Der Kommunist Heinrich Vogeler“ (1919)

Heinrich Vogeler war Künstler und Politiker, Maler und Schriftsteller, er betätigte sich als Grafiker, Buchkünstler, Designer, Architekt und Innenarchitekt, als Kunsttheoretiker und nicht zuletzt als Pädagoge. Der am 12. Dezember 1872 in Bremen geboren Heinrich Vogeler war einer der gefragtsten Jugendstilkünstler im Wilhelminischen Reich, ein Märchenprinz und Liebling der Bourgeoisie. 1918, im letzten Jahr des Ersten Weltkrieges, wurde der vormalige Kriegsfreiwillige wegen seines aufrührerischen Briefes, den er an den Kaiser geschrieben hatte (siehe dazu Text 8), in einer Nervenheilanstalt interniert. Sofort nach dem Novemberumsturz von 1918 machte er sich daran, im Künstlerdorf Worpswede bei Bremen, wo er seit 1894 lebte, eine Arbeits-Kommune aufzubauen. Zentrum war Heinrich Vogelers Wohnsitz, der Barkenhoff. Hier realisierte er zusammen mit anderen Intellektuellen und Arbeitern aus dem benachbarten Bremen eine anarcho-syndikalistisch inspirierte und rätekommunistisch organisierte Lebens- und Arbeitsgemeinschaft mit angeschlossener Arbeitsschule. In einer Fülle von Flugschriften, Broschüren und Zeitungsartikeln in der linksradikalen Presse begründete und beschrieb Vogeler seinen Entwurf einer „kommunistischen Insel im kapitalistischen Staat“. Seine künstlerische und

schriftstellerische Praxis stellte er nun ganz in den Dienst der Barkenhoff-Kommune. Nach deren Auflösung 1923 und ihrer Umwandlung in ein Kinderheim der Roten Hilfe ging Heinrich Vogeler nach Berlin, schloß sich nun der KPD, später der KPD-Opposition an, weshalb er 1929 aus der Partei ausgeschlossen und trotz vielfacher Bemühungen auch nicht wieder aufgenommen wurde. Nach einigen Rußland-Reisen siedelte er 1931 endgültig in die UdSSR über. Mit seiner Kunst engagierte er sich nun für den sozialistischen Aufbau und beteiligte sich als aktiver Propagandist am antifaschistischen Kampf, mit Bildern, Flugblättern und Rundfunkansprachen. Nach dem Überfall der Nazi-Truppen auf die Sowjetunion wurde Vogeler, der auf einer Sonderfahndungsliste der Nazis für die Sowjetunion stand, aus Moskau evakuiert – deportiert. Er starb vor nunmehr 70 Jahren, am 14. Juni 1942 in der Krankenstation des Kolchos Budjonny bei Kornejewka, Karaganda in Kasachstan.

Das folgende Dossier zum Doppeljubiläum präsentiert den Avantgardisten Heinrich Vogeler der revolutionären Nachkriegsjahre 1918 bis 1923 mit Texten – Auszügen aus seinen Büchern sowie Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln, die jeweils vollständig abgedruckt werden – und Bildern dieser Zeit. Es dokumentiert seinen Beitrag zum Thema Kunst und Politik, zu Lebenspraxis und Revolution und gestattet Einblicke in das Kommune-Projekt des Barkenhoff in Worpswede. „Kommunistisch Rosen schneiden“ – davon sprach Franz Pfemfert 1919 in seiner Zeitschrift „Die Aktion“, als er gegen Festnahme und Inhaftierung Vogelers durch Bremer Regierungsschutztruppen polemisierte.¹

1. „Papiergeld flattert“

Es tanzt die Welt, Papiergeld flattert von einem Besitzer zum anderen; nie war das Geschäft so leicht wie heute. Die Bahnen verschieben Waren von einem Platz zum andern, jeder Schieber verdient durch ein Telefongespräch Tausende der flatternden Lappen. Der Alkohol fließt, die Karte klappt und die Liebe verkauft sich an den Ecken gegen schmierige Scheine. – Die Verteidiger der Geldschränke, die Weißgardisten sind für Geld zu haben auf jeder Straße, sie kennen kein Vaterland mehr, das in Not und Elend um die Selbstbestimmung des Menschen ringt; wo das goldene Kalb ruft, ob in der Ukraine, ob in Finnland, ob in Deutschland der Weißgardist, der Schieber, der Spieler, die Hure, der Pastor und die Abgeordneten, die unter dem

1 [Franz Pfemfert:] *Siegreicher Vorstoss in den Ardennen*. In: *Die Aktion* 9, 1919, H. 21/22, Sp. 356f.

Lügenwald der kapitalistischen Presse gewählten Volksvertreter, alles rast und taumelt um das goldene Kalb. Alles will raffen, will den Abgrund mit seiner schwindelhaften Verankerung in Blut und Bürgerkrieg überbauen und wird doch immer wieder vor dem Letzten stehen, vor der Entscheidung zur produktiven Tat, vor der Anerkennung des Bankrotts, der Zusammenlegung allen Besitzes, aller Arbeitskraft zum Aufbau aus dem Nichts oder – vor der Entscheidung zur Resignation, zur Negation, zum Verbrechen, zum Mord.

Das goldene Kalb treibt unsere Bürger zur Verneinung. Die sozialistische Regierung baut um das goldene Kalb ein phantastisches Kartenhaus! Ein Paradies von Beamten, von Militärs, von Schiebern – und von Erwerbslosen!

Das Land der unproduktivsten Menschen, das Land der Konjunkturenmenschen baut noch einmal mit dem Mörtel des intellektuellen Schwindels den Tempel des goldenen Kalbes auf: intellektuelle Konstruktionen auf dem Nichts.

Nie lassen sich die ewigen Gesetze des Werdens von Menschengestalt umbringen. Nie ist die Natur selber unproduktiv, und so wird die Welt der Zerstörung, die Welt des Goldes, des Hasses, des Kampfes Aller gegen Alle zerschmettert werden von dem Hammer der Ewigkeit, und die Welt der arbeitenden Menschen, die Welt des Schöpfermenschen gestaltet sich auf dem Trümmerhaufen der bürgerlichen Konjunkturreichheit durch brüderlichen Arbeitswillen des Proletariats. – Der Staat, die Beamten, die Parasiten der Arbeit, die Politiker und Händler werden sich zu Tode tanzen, sie selber schufen sich ihr Grab und mit dem Versenken des goldenen Kalbes im Blutmeer des Bürgerkrieges, der die letzte Verzweiflungstat der Ausbeuter ist, wird die reine Welt der gegenseitigen Hilfe, die Welt der freien Arbeit geboren werden. Ihr höchstes Sinnbild aber ist die Grenzenlosigkeit, der Frieden unter Menschen und Völkern.

Heinrich Vogeler: *Das goldene Kalb*. In: *Der Syndikalist* 1, 1919, Nr. 49 (November), S. 2.

Vogelers „Vernichtung des Götzen Mammon“ ist 1919 als Titelillustration des „Syndikalist“ (und auch als Plakat) erschienen und steht im Zusammenhang mit dem obigen Text Vogelers „Das goldene Kalb“. Noch in seiner nachgelassenen Autobiographie aus dem sowjetischen Exil erwähnt er dieses Werk unter dem Titel „Der Tanz um das goldene Kalb“ – eines seiner frühesten agitatorischen Bilder überhaupt – als eines jener Plakate, zu denen er sich 1918 durch die Lektüre kommunistischer Flugblätter und Zeitungen angeregt sah: „Bei diesen Arbeiten war es schon für mich wichtig, daß ich gezwungen war, mich Arbeitern und Bauern verständlich zu machen.“² Dazu bedient er sich sowohl geläufiger biblischer Thematik als auch der allegorischen Bildtradition der Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts. Dargestellt wird eben nicht das für Illustrationen sonst gängige Motiv der Anbetung und des orgiastischen



Illustration von Heinrich Vogeler (1919)

schen Tanzes um das Goldene Kalb, sondern der Moment der Abrechnung und der Vergeltung. „Sie werden sich zu Tode tanzen“, heißt es in Vogelers kommentierendem Text. Der Mammon, das „goldene Kalb“ als Fetisch der Konjunkturritter und unproduktiven Parasiten, die Vogeler für Krieg und Bürgerkrieg verantwortlich macht, wird zerschmettert werden durch den „Hammer der Ewigkeit“, geschwungen von der Faust als traditionelles Symbol für die Werktätigen.

2. Vogelers „kommunistisches Manifest“

Der Bürger glaubt, daß durch das Auflösen der gebildeten Klassen die Bildung aufgelöst wird. Der Sozialist weiß, daß der Bildungshunger, frei entstehend aus den wirtschaftlichen Bedürfnissen der Kommune, ihm die notwendigsten, bahnbrechendsten Geisteskräfte aus allen Schichten der Menschheit zuführen muß. Der Weg geht über die freie Arbeitsschule und Universität für alle ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, ohne Kettung an eine bestimmte Vorbildung. Das Wissensbedürfnis wächst aus dem innigen Zusammengehen mit den Notwendigkeiten der Kommune, der technisch ausgebildete Arbeiter wird der Verbesserer seiner Maschinen und Werkzeuge; er festigt sein praktisches Wissen auf der Hochschule, von dort bringt er seinen Geist und seine Arbeitskraft zu immer größerer Vervollkommnung in den Betrieb zurück. Persönlich kann er somit nichts gewinnen, als durch Verbesserung der Lebensbedingungen seiner Brüder die eigenen zu steigern. Ein jeder Beruf nimmt so seine Lebens- und Arbeitsbedingungen di-

² Heinrich Vogeler: *Werden. Erinnerungen. Mit Lebenszeugnissen aus den Jahren 1923-1942*. Berlin: Rütten & Loening, 1989, S. 215.

rekt aus den wirtschaftlichen Bedürfnissen der Kommune; täglich greift er durch seine Arbeit ein, um die Lebensbedingungen aller zu verbessern. Ein Arzt z. B. würde mehr denn je an der Verhinderung von Krankheiten, wie der Richter an der Verhinderung von Verbrechen interessiert sein. Beide würden in erster Linie forschen, die Quellen zu entdecken, wo die Ursachen krankhafter oder verbrecherischer Möglichkeiten sitzen, die in den meisten Fällen als eine Schuld der kapitalistischen Gesellschaftsordnung übernommen werden mußten. Das Beamtentum wird völlig fallen; ein jeder wird aus eigenem Interesse so zu eigener Initiative, zur Selbstordnung, zur Selbstbestimmung gedrängt sein, daß er in sich die Verantwortung des Trägers einer Staatsfunktion fühlt und daß er seine produktive Arbeit ganz für die Gemeinschaft in diesem Sinne ausrichtet.

Die Arbeiter- und Bauernräte sind die Beauftragten des Volkes. Sie ordnen Produktion und Konsum, haben die Übersicht über die Erzeugung aller Lebensmittel und Rohstoffe, bringen die Produkte zusammen und sorgen für die Verteilung und für den Austausch. Sie besorgen die Übernahme der Bedarfsmittel aus dem Zentralwirtschaftsamt und die Abgabe der Produkte an dasselbe; so daß die höchste Produktivität der Kommune und jedes Einzelnen immer wieder die Triebkraft ist zur Gestaltung besserer Lebensmöglichkeiten der Mitglieder. – Die Arbeitspflicht gilt für alle. In der Übergangszeit der Diktatur des Proletariats wird eine gestaffelte Lebensmittelversorgung je nach Arbeitsleistung unbedingt notwendig sein. Wer nicht arbeitet, hat kein Anrecht auf das Mindestmaß von Wohnung, Kleidung, Nahrung, Bildung und Körperpflege.

Da der Grund und Boden Niemandes Eigentum ist, so werden alle un bebauten Flächen von den Arbeiter- und Bauernräten, denen die Macht- und Verwaltungsbefugnisse zustehen, in Nutzung gegeben, mit Bewirtschaftungsmaschinen und Dünger versorgt, ebenso wird jede ruhende Werkstatt, jeder leere ungenutzte Raum für das Wirtschaftsleben in Betrieb gesetzt. Kleinbetriebe werden möglichst zu genossenschaftlichen Betrieben zusammengelegt. Alle Produzenten müssen gemeinwirtschaftlich organisiert sein wie auch alle Konsumenten. Niemand wird von seiner Scholle, seiner Werkstatt verjagt, der seine Arbeitskraft und allen Besitz an Produktionsmitteln der neuen Ordnung widmet. Wählen und gewählt werden in den Arbeiterrat kann nur derjenige, der keine Angestellten, Arbeiter und Beamte hat, nur der völlig auf gemeinwirtschaftlicher Basis steht und arbeitet.

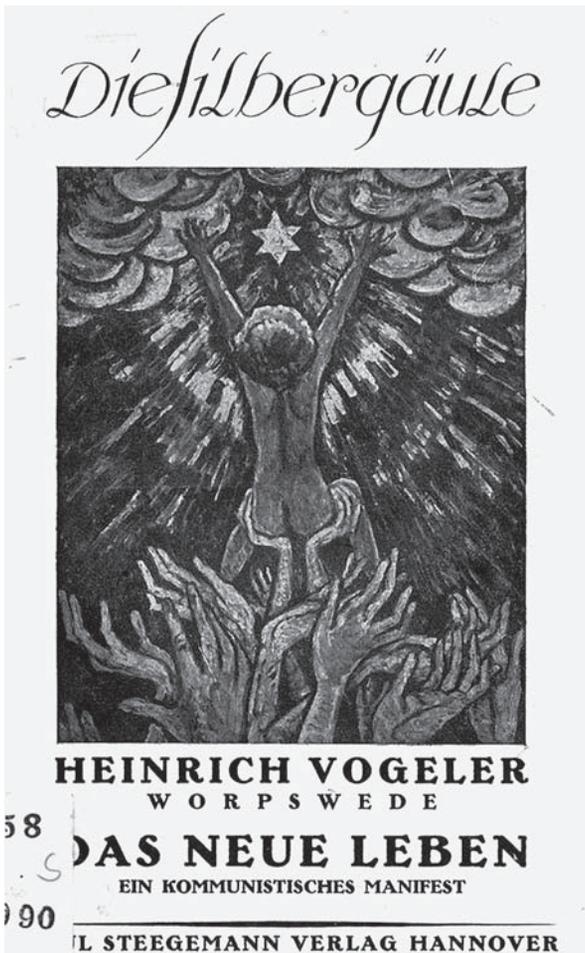
Ein wunderbar bewegtes Leben nach einer höheren Kultur sehen wir so aus der sozialistischen Revolution erwachsen, überall das Ringen um die Freiheit der Selbstbestimmung an den Stellen, wo der kapitalistisch orientierte Gewaltmensch aus seinem Weltbilde heraus nur eine neue Sklaverei erkennen kann.

Der Weg zur Kommune ist einfach und klar: Aufhebung jeglichen Besitzes. Der frühere Eigentümer wird von dem Staate, von der Kommune mit dem nunmehrigen Staatsbesitz beliehen. Jetzt ist er Kommunist. Das furchtbare Revolutionsgespenst, das alle Kräfte lahmlegte, ist da und in ihn eingedrungen, ist selber lebendige Kraft, mit der er

sich auseinanderzusetzen hat. Dazu die hohen Löhne! Abschaffung der Akkordarbeit, Achtstundentag, und so fort. Wo soll das hin! Doch der neue Lehensmann denkt bald an seine tägliche Arbeit, denn alles ist wie gestern, nur ist er nicht mehr Herr, sondern Verwalter seiner Güter, seiner Produktionsmittel. Skeptisch und einigermaßen resigniert geht er in die Fabrik. Tausend Gedanken zerwühlen seinen Kopf. Er sagt sich schließlich: Ich mache die Sache solange ich kann, dann ist das Kapital verbraucht und die Arbeiter können sehen, was wird.

Auf der Fabrik erwarten ihn Arbeiter und Beamte. Ein seltsamer Geist ist in die Leute eingezogen. Was gestern noch das ganze Unternehmen in Frage stellte, die Passivität und der persönliche, materielle Vorteil des einzelnen, ist in den Aussprachen und Anregungen von heute völlig abgetan. – Ein alles überwindender aktiver Wille, das Unternehmen auf gesunde Basis zu stellen, ist da, selbst bei dem geringsten Arbeiter, denn von heute ab ist das große Werk sein und erfordert seine ganze Kraft. Nie waren die Beratungen in der Fabrik mit den früheren Fabrikherren so einfach menschlich und wiesen so in weite, weite Zukunft. – Die Fabrik wurde eine Kommune, die alle Lebensbedürfnisse ihrer Mitglieder selber in die Hand nahm und die eigenen Produkte als Austauschmittel nutzte. Nun kamen von oben die kommunistischen Betriebsgesetze, das zentrale Wirtschaftsamt zur Aufnahme der Produkte und zur Organisation des Konsums, der Boden war völlig bereit und bedurfte keines Beamtenkörpers, um zur Ausführung zu gelangen. – Der frühere Besitzer wunderte sich fast über sein vergangenes sorgenvolles Leben mit den abertausend Überflüssigkeiten, mit den Verantwortungen, Verfügungen und Verboten, mit dem Heer von Beamten, Aufsehern und Kontrolleuren; jetzt wurde jeder Wert umgesetzt, schaffte bessere Lebensverhältnisse und somit bessere Produktionsmittel für seine Mitarbeiter. Eine nie geahnte Kraft wächst ihm entgegen. Die früheren Hemmungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer sind in wechselwirkende Kräfte verwandelt. Jeder Lehensnehmer, Hausbewohner, Fabrikverwalter, Landmann, Gartenbebauer ist sich seiner Pflicht bewußt, nichts Überflüssiges zu erzeugen und alles vorhandene Gut dem Ganzen wieder fruchtbar zu machen bis in jeden Winkel des Hauses, der Fabrik, des Landes und des Gartens. Er hat durch eigene Arbeit zu beweisen, daß er das Lehen lediglich zum Nutzen der Kommune verwaltet. Die sozialistischen Gesetze weisen ihm die Wege. Diese mit lebendigem Leben zu erfüllen und auszubauen ist seiner Initiative überlassen. Hier wird sich seine wirkende Kraft zeigen, ob er am richtigen Platze steht oder einem anderen Lehensnehmer die Verwaltung übergeben muß. Entschädigt wird er nicht, doch hat die Kommune Bedürfnisse genug, jede Kraft nach ihrem Werte einzustellen. In ihrem eigenen Interesse ist sie angewiesen, jeden an die geeignete Stelle zu setzen. Der Ehrentitel jedes Kommunisten ist „Arbeiter“.

Textauszug aus: Heinrich Vogeler: *Das neue Leben. Ein kommunistisches Manifest*. Hannover: Paul Steegemann, 1919 (*Die Silbergäule* 19), S. 4-7.



Umschlagillustration von Heinrich Vogeler (1919)

1919 ein „kommunistisches Manifest“ zu verfassen, scheint ein recht waghalsiges oder anmaßendes Unterfangen – hat doch das „Manifest der kommunistischen Partei“ von Marx und Engels in der revolutionären Bewegung eine unangefochtene Monopolstellung. Vogelers Schrift „Das neue Leben. Ein kommunistisches Manifest“ akzeptiert den Führungsanspruch des kommunistischen Manifestes, nicht aber dessen Alleinvertretungsanspruch. So greift er auf die frühsozialistischen Konzepte von Charles Fourier und Victor Considérant zurück, deren Phalansterien ihm offenkundig eine Orientierung auch für die eigene Siedlungszelle bieten. Die Urheber des Kommunistischen Manifestes werden namentlich nicht erwähnt, eine Formulierung wie „das Proletariat aller Länder“ im Text ist allerdings eine deutliche Referenz an das „Kommunistische Manifest“. Vogelers Manifest endet: „Uns kann nur helfen der große Gläubige an dem dauernden, unzerstörbaren Frieden zwischen Mensch und Mensch, zwischen Volk und Volk [...]: der Kommunist, der parteilose, der freie Mensch“.³

Die Proklamierung eines Manifestes zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat noch eine weitere Wurzel. Es war die künstlerische Avantgarde, deren einzelne Bewegungen und Strömungen sich zu dieser Zeit per Manifest zu Wort

meldeten, sei es der Futurismus in Italien und Rußland, der Surrealismus in Frankreich oder der Poetismus in der Tschechoslowakei. In Deutschland gab es um 1920 eine Fülle von avantgardistischen Manifesten, vom Expressionismus über Dada bis zum Bauhaus-Gründungsmanifest. Vogelers Schrift ist also vor dem Hintergrund der ästhetischen Avantgarde und ihres Manifestantismus zu sehen, es steht an der Nahtstelle zwischen ästhetischer und politischer Avantgarde. Dafür spricht auch, daß Vogelers Broschüre zuerst unter dem Titel „Das Wesen des Kommunismus“, und zwar als 3. Flugschrift der Worpseweder „Gemeinschaft für sozialen Frieden“, erschienen ist. Die Umbenennung der Schrift mit dem neuen, demonstrativ ‚manifestierenden‘ Titel paßte zu dem Konzept der Buchreihe der „Silbergäule“ des Hannoveraner Steegemann-Verlages, die sich um 1920 durch ihr dezidiert avantgardistisches Profil auszeichnete. So erschienen in dieser Reihe Texte der künstlerischen Avantgarde, beispielsweise die berühmte „Anna Blume“ von Kurt Schwitters, aber auch „Die Wolkenpumpe“ von Hans Arp, „En avant dada“ von Richard Huelsenbeck und „Letzte Lokkerung. manifest dada“ von Walter Serner.

Neben dem Manifest „Das neue Leben“ erschienen hier auch Vogelers Schriften „Siedlungswesen und Arbeitsschule“, „Über den Expressionismus der Liebe“ und „Proletkult. Kunst und Kultur in der Kommunistischen Gesellschaft“. Es paßt ins Bild, daß in der Silbergäule-Reihe auch Ludwig Bäumers „Das Wesen des Kommunismus“ aufgenommen wurde, „der kämpfenden Bremischen Arbeiterschaft gewidmet“.

Für seine eigenen vier Silbergäule hat Vogeler die Co-vergestaltung selbst übernommen, sie ist erkennbar dem Expressionismus verpflichtet oder genauer: Er hat sie als „expressionistischer Sozialist“⁴, so seine Worte, gestaltet.

3. Heinrich Vogeler: Abrechnung

Durch den Verrat der deutschen mehrheitssozialistischen Regierung ist der Gang der Weltrevolution außerordentlich in der Entwicklung gehemmt worden. Das aufflammende Vertrauen des internationalen Proletariats, das von Deutschland den großen Anstoß zur Abrechnung mit dem imperialistischen Kapitalismus erhoffte, wurde durch den festen Bund der Regierungssozialisten mit dem alten Militarismus völlig erstickt. – Das russische Proletariat, bedrängt von den Ententeheeren, sah die Sache des internationalen Proletariats wiederum durch die Scheidemann-Gruppe elend verraten; die Imperialisten aller Länder triumphierten und besiegelten ihren Triumph mit dem sogenannten Frieden von Versailles. Das jämmerliche Gewimmer und Halbmastflaggen zeigte der Welt den moralischen Tiefstand der richtungslosen Kompromißler und steigerte die Verachtung für unser Volk, das im November 1918 sich entschlossen hatte, das Erbe der kapi-

³ Heinrich Vogeler: *Das neue Leben. Ein kommunistisches Manifest*. Hannover: Paul Steegemann, 1919 (*Die Silbergäule* 19), S. 15.

⁴ Heinrich Vogeler: *Expressionismus. Eine Zeitstudie*. Hamburg: Hoym, 1920 (*Kulturfragen* 2), S. 14.

talistischen Gesellschaft nicht anzutreten. Der Friede in Versailles ist die logische Folge des Verrates an der deutschen Revolution, das volle Einsetzen der tiefsten Reaktion sein konsequentes Resultat.

Doch die monumentale Gesetzmäßigkeit der revolutionären Entwicklung geht durch diese Verschiebung ruhig ihren Weg. Der Staatssozialismus, der nur am Leben bleiben kann, wenn er sich auf eine riesige Beamtenschaft, geschützt durch ein noch größeres Polizeiheer von Kapitalgardisten, aufbaut, trägt schon den Todeskeim in sich. Der letzte Rest von Kapital wird von den segensreichen Einrichtungen selber gefressen, und in wenigen Monaten wird sich kein Mensch mehr etwas vormachen und vor dem Nichts stehen. Dann ist er reif und hat Gelegenheit, ganz seinem sogenannten „Patriotismus“ zu leben, der das einfachste in der Welt von ihm verlangt: Allen Besitz und alle Arbeitskraft zum Aufbau der kommunistischen Gesellschaftsordnung des klassenlosen Menschen! Nach monatelangen, verzweifelten Versuchen, Schuld und Sühne irgendeinem anderen zuzuschieben: den Engländern, den Franzosen, Wilson, den Juden, den revolutionären Matrosen, dem russischen Gelde, dem Bolschewismus, dem Spartakismus, fällt die ganze Wucht der Abrechnung auf den Kapitalisten, den betrügerischen Bankrotteur zurück, und kein Ausweg bleibt ihm als die gesetzmäßige Folge seiner verspekulierten Konjunkturenjagd: Allen Besitz und alle Arbeitskraft der Gemeinschaft des deutschen Volkes. Diese anfängliche revolutionäre Forderung, die die völlige Anerkennung des unabhängigen Rätesystems, die Diktatur des Proletariats in sich trägt, ist von den Mehrheitssozialisten verraten, ungeheure produktive Werte durch sie vernichtet – ins Ausland gegangen, und Millionen produktiver Menschen einem bürokratischen und einem militaristischen Parasitenleben zugeführt. In wenigen Monaten haben wir durch die Mehrheitssozialisten den reaktionärsten Staat der Welt mit seinem Spitzelwesen, seiner Militärkamarilla, seiner geheimen Diktatur, mit der ganzen Verkommenheit alles Schieberwesens. Haben die Fruchtlosigkeit des parlamentarischen Systems so ganz von Herzen kennengelernt. Wertvolle Kräfte für den Neubau der menschlichen Gesellschaft sind ermordet. Trotzdem wurde den Nosketruppen immer wieder das volle Vertrauen der „Nationalversammlung“ ausgesprochen.

Doch völlig gesetzmäßig baute alles ab: Die Militärgerichte waren nur noch Mittel, um die alte Klassenjustiz in riesigen grotesken Formen dem Volke lebendig zu zeigen. Die Regierungsgarden kehrten sich überhaupt um keine Regierung, begannen überall ihren Privatkrieg im Innern, in Polen, gegen alle französische Fahnen, gegen französische Kurier in Berlin und gegen die eigene, von ihnen anerkannte Regierung. Die Reaktion marschierte. Dies alles waren notwendige Erfordernisse der revolutionären Entwicklung, um endlich zur Einigung des Proletariats zu treiben. Immer schärfer und immer klarer wurde es dem arbeitenden Volke, daß ein jeder Pakt mit dem Kapitalismus zur völligen Versklavung führen muß. Inzwischen erkannte die verelendete Masse auch, daß die Lebensmittelversorgung vom Auslande nichts weiter war, als der

profitwirtschaftlich organisierte Hunger. Der irrsinnige Gedanke, mit Auslandskrediten den ganzen alten Schwindel wieder aufzuziehen, machte seinen letzten Bankrott, nachdem das Gold aus Deutschland abgeführt wurde. Nun steht der Kapitalist den nackten Tatsachen gegenüber und verliert recht bald den Glauben an die edle Güte seiner feindlichen Gesinnungsgenossen. Resigniert wird er unproduktiv oder verzweifelt ein destruktiver Verbrecher. In diesem Stadium befinden wir uns jetzt.

Mit freudigem Hoffen sieht das Proletariat den Zusammensturz dieser Welt des Scheins. Es will mit aller Kraft zu produktiver Arbeit, will sein Geschick selbst leiten, den Verbleib der Produkte seiner angestregten Arbeit übersehen und allen Besitz, alle vorhandenen Güter für die arbeitenden Menschen fruchtbar machen. Das ist der Sinn des Rätesystems, der Diktatur des Proletariats.

Heinrich Vogeler: *Abrechnung*. In: *Die Aktion* 9, 1919, H. 30/31 (2. August), Sp. 522-525 (zuerst in: *Der Syndikalist* 1, 1919, Nr. 30 (5. Juli), S.3).

Nach der amtlichen Bescheinigung des „manisch-depressiven Irreseins“ wegen seines Briefes an Kaiser Wilhelm II. (siehe dazu Text 8) stand Vogeler 1918 in Worpswede unter Polizeiaufsicht, konnte sich aber künstlerisch frei betätigen und im Sommer 1918 auch neue Bilder ausstellen. Sein Jugendstil-Domizil, der Barkenhoff, wurde in der Spätphase des Krieges sonntags zum Treffpunkt belgischer und russischer Kriegsgefangener, die im umliegenden Teufelsmoor zur Arbeit eingesetzt waren. Nachdem sich bereits am 6. November 1918 – also noch vor der Ausrufung der Republik in Berlin – im benachbarten Bremen ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet hatte, wurde im selben Monat ein revolutionärer Rat auch in Osterholz bei Worpswede und in Worpswede selbst gegründet, beides unter Beteiligung Vogelers. Am 18. November 1918 hielt er seinen ersten politischen Vortrag in Bremen, der noch im selben Jahr unter dem Titel „Über den Expressionismus der Liebe. Der Weg zum Frieden“ veröffentlicht wurde – Auftakt zu mehr als einem Dutzend Büchern bzw. Broschüren, die Vogeler während seiner linksradikalen Barkenhoff-Zeit bis 1923/24 publizieren wird. – Die Bremer KPD schloß die syndikalistisch orientierten Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft noch im Jahr 1919 aus.

Nicht zuletzt die Proklamierung der Bremer Räterepublik am 10. Januar 1919, an der sich aus Worpswede Ludwig Bäumer als Volkbeauftragter beteiligte, beflügelte trotz ihrer raschen Zerschlagung kommunistisch-utopische Positionen – Vogelers „Abrechnung“ ist nur einer der zahlreichen publizistischen Angriffe auf die Verantwortlichen für Krieg und Ausbeutung mit dem eindeutigen Bekenntnis zu Revolution und Rätesystem. „Abrechnung“ erschien wie andere politische Artikel von Vogeler auch in der einschlägigen linksradikalen Presse, so im „Syndikalist“, dem Organ der anarcho-syndikalistischen Freien Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD), im „Freien Arbeiter. Publikationsorgan der Anarchistischen Föderation Deutschlands“, in der von Franz Pfemfert in Berlin herausgegebenen

„Aktion“ sowie in weniger bekannten Blättern wie „Der Leib“ (Lauenburg/Elbe) oder später in pädagogischen Organen und Periodika der linken Jugendbewegung, die sich für Vogelers Modell der Arbeitsschule interessierten. Dass die „Arbeiterschaft“, bemerkte Vogeler anlässlich einer Anfrage der Berliner „Vossischen Zeitung“ zu der Frage, warum er Kommunist sei, daß „diese Frauen und Männer meine kleinen Schriften zu Tausenden und Abertausenden drucken und verbreiten, [...] zeigt mir, daß die arbeitende Masse lieber heute wie morgen jede Mordwaffe von sich wirft.“⁵ Vogelers Bekenntnis zum Räte-System, zu „gegenseitiger Hilfe“ im Sinne des Anarchisten Kropotkin, dessen um 1920 von den Syndikalisten in Berlin wieder aufgelegten Schriften er illustrierte, und sein praktischer Versuch einer Kommune-Gründung stießen in der Öffentlichkeit der Revolutionsphase auf deutliche Resonanz.

4. Privat- und Staatskapitalismus, Künstler und Kunst

Es ist für den Arbeiter völlig gleichgültig, ob er vom Privatkapitalismus oder vom Staatskapitalismus ausgebeutet wird, der Staatssozialismus ist sogar das brutalste System. Die Arbeiter fühlen ein gesetzmäßiges Losringen der gesamten werktätigen Menschheit von einem unreinen Zustand, einen Kriegszustand von Mensch zu Mensch: die Arbeiter, die unsagbar gelitten haben, die als Sozialisten Dinge haben tun müssen, die ihrer Menschenwürde absolut widersprechen, werden eine neue Welt schaffen, ein neues klassenloses Verhältnis von Mensch zu Mensch, das den inneren Frieden unter den Menschen aufrichtet.

So, wie der Künstler im Ringen mit der Natur schließlich nicht diese findet; die außerhalb von ihm liegt, sondern nur seine eigenen innersten natürlichen Gesetze zum Ausdruck bringt, so ringt das Proletariat auch mit den äußeren Dingen, um Lohnerhöhung, Achtstundentag usw., um bald zu erkennen, daß es immer wieder, wie bei dem expressionistischen Künstler um die letzten Dinge geht, um den Frieden, um die Einheit, um die Harmonie mit dem Unendlichen.

Mit dieser Erkenntnis beginnt der logische Aufbau, beginnt die Schöpferkraft alles zu revolutionieren, alle Dinge des Lebens neu zu gestalten.

Wenn wir heute die Entwicklung der Kunst in den letzten Jahren ansehen, so ist es außerordentlich merkwürdig, daß diese Entwicklung eine Parallelerscheinung ist für die große Menschheitsentwicklung, die bald nachher begann. Wir sehen, wie der Materialismus die ganze Welt beherrschte, – der Naturalismus; wir sehen, wie ein jeder Mensch nur ein Konjunktorenjäger wurde, – kein Gestalter (in der Malerei jagte ein jeder einem vorüberhuschenden Sonnenstrahl nach, hielt den optischen Eindruck eines Rennplatzes mit einer entzückenden Maltechnik fest), wir sehen, wie das Theater, die Musik sogar, von den naturali-

stischen Eindrücken völlig beherrscht wurde. – Die Malerei fiel ganz dem chaotischen Werden anheim; die Zeit des Suchens nach neuem Ausdruck wirbelte Formen, Farben, Ereignisse des Verstandes und des Herzens durcheinander wie im Kaleidoskop – Futurismus! – An anderer Stelle sah man plötzlich den völligen Verzicht auf Farbe und das Suchen nach den Urformen des Werdens; das Kristall wurde der Durchgangspunkt für die Rückeroberung der rhythmischen Kraft, der Einheit, der Urgefühle für die Grundgesetze allen Werdens. – Der Kubismus baute, wie das reine Kristall, aus dem Chaos wachsend, eine neue Welt der organischen reinen Form. Doch dieses Zurückgreifen zu den letzten primitiven Formen versinnbildlicht nur die drängende Sehnsucht der Menschheit, selber wieder ein Stück Natur zu werden, das einfach Menschliche von allen Einflüssen zufälliger Konjunkturen zu reinigen; sich frei zu machen von den äußerlichen, naturalistischen Dingen, um nur an ihnen den Weg zur eigenen Gesetzmäßigkeit zu finden, selber völlig Natur zu werden. Das ist Expressionismus: das Werk als Ausdruck menschlicher Natur, als Ausdruck des seelischen Seins – Sein mit den Ewigkeitsgesetzen der Natur.

Der Dadaismus ist das lebendige Sinnbild unserer chaotischen Zeit, er zeigt den Zusammenbruch, den intellektuellen Schwindel aller Sprachwerte aber auch das kindliche Erschauen eines neuen Landes voller freier und doch gesetzmäßiger Schönheit.

Textauszug aus: Heinrich Vogeler: *Proletkult. Kunst und Kultur in der Kommunistischen Gesellschaft*. Hannover: Paul Steegemann, 1920 (*Die Silbergäule* 54), S. 8-9.

Wie auch in anderen Texten entwickelt Vogeler in der Schrift „Proletkult. Kunst und Kultur in der Kommunistischen Gesellschaft“ von 1920, die schon im Titel die aktuelle Diskussion über die sowjetische Proletkult-Bewegung aufgreift, seine recht eigenwillige These von der „Parallelerscheinung“ von Kunstentwicklung und gesellschaftlicher Entwicklung – eine Montage, die auf der teleologischen Vorstellung vom notwendigen Fortschreiten zu immer höherer Menschlichkeit beruht und die ihm zugleich die Analogsetzung von Künstler und Arbeiter als einem Ensemble werktätig Schaffender erlaubt. Während sich im Materialismus der vergehenden Zeit des kapitalistischen 19. Jahrhunderts der Naturalismus auf Äußerlichkeiten beschränkte, aber nicht selber gestaltete und der Impressionismus sich mit der Nachbildung des Eindrucks begnügte und „jedem vorbeihuschenden Sonnenstrahl“ nachjagte, sieht Vogeler in den ästhetischen Suchbewegungen der Avantgarde, des Futurismus und Kubismus den Widerschein des „chaotischen Werdens“ der neuen Zeit. Einer Zeit, in der nicht zufällige Konjunkturen und Ereignisse den Ausschlag geben werden, sondern die „Grundgesetze allen Werdens“. Als Gegenbild zum „unreinen Zustand“ der alten Gesellschaft dient Vogeler immer wieder das Kristall, „aus dem Chaos wachsend, eine neue Welt der organisch reinen Form“. Kristall als „Urform des Werdens“ – über diese Brücke zwingt Vogeler seine utopi-

⁵ Heinrich Vogeler: *Warum bin ich Kommunist?* In: *Vossische Zeitung* Nr. 174 vom 4. April 1919.



Umschlagillustration von Heinrich Vogeler (1919)

sche Vorstellung humaner gesellschaftlicher Entwicklung in einen geradezu kosmischen Zusammenhang mit den „Ewigkeitsgesetzen der Natur“ zurück – Assoziationen zu Paul Scheerbarts Glasarchitektur und der frühen Science Fiction sind wohl nicht zufällig. Die Revolution bedeutet dann „Verbrennung des unreinen Zustands“, der diese Entwicklung bisher behinderte. In seiner Schrift „Friede“ von 1922 heißt es über den Kristall als soziales Vorbild für das Modell der gegenseitigen Hilfe im Sinne des Anarchisten Kropotkin: „Schon das Kristall, das uns die Eigenbewegung ganz nüchtern offenbart, zeigt den gestaltenden Willen zur Gemeinschaft, es zeigt uns eine ganz organische Arbeitsteilung. Wir haben eine Druse vor uns, sehen Kristall neben Kristall in den verschiedensten Größen, breit hervorschießende, halb liegende, große und kleine, niedere und hohe; alle vereint zu einem gesellschaftlichen Prozeß, der gegenseitigen Hilfe und Stütze“⁶. Ziel ist „ein großes kosmisches Gemeinschaftsgefühl“. Die hier abgebildete Umschlagzeichnung zu seiner Broschüre „Kosmisches Werden und menschliche Erfüllung“ zeigt eine derartige „Gemeinschaft“ einzelner, sehr individueller Kristalle mit angedeuteter umschließender Druse.

Da nach Vogeler der Künstler stets ein Werkzeug seiner Zeit ist, zeigt für ihn die seinerzeit virulente Dada-

Bewegung sowohl das Chaos als auch den intellektuellen Schwindel der vergehenden Zeit: „Der Schein, der nichts mehr gilt, die Brotkarte, das Straßenbahnbillet, der letzte Rest einer Sprungfeder mit einer alten Streichholzschachtel zusammengefügt“ gilt Vogeler (mit deutlichem Hinweis auf den Dadaisten und Merz-Künstler Kurt Schwitters) „als Gleichnis unserer verwesenden Gesellschaft, und rüttelt die öden Gehirne der Spießbürger auf, die ihr Seelenleben hier getroffen fühlen, und tanzt als grausiger Spuk bis in die Gemächer der dekadenten Kunstsammler.“⁷ Zugleich aber repräsentiert Dada für ihn „das kindliche Erschauen eines neuen Landes“. Dieses Land voller freier und gesetzmäßiger Schönheit gestalte aber erst der Expressionist als „Schöpfer einer neuen Welt“, wie er in seiner „Proletkult“-Broschüre weiter ausführt. Es ist dies der bereits erwähnte „expressionistische Sozialist“.

„Expressionismus der Liebe“ – oder „werkstätige Liebe“ – unter dieser Programmatik faßt Vogeler seine Vorstellung vom organischen kristallinen Zusammenwachsen von Individuum und Gemeinschaft, was auch im folgenden Text ausgeführt wird.

5. Utopie vom sozialistischen Menschen

Das schwerste für den Aufbau einer Gemeinschaft von sozialistischen Menschen ist die Befreiung des Einzelnen von allem Zwang durch Liebe, durch gegenseitige Hilfe, durch volle Bejahung der individuellen Kraft des Einzelnen, denn nur das ist die wahre natürliche Ökonomie der Kräfte, die durch die Entwicklung der Individualität des Einzelnen die stärksten produktiven Kräfte des Einzelnen befreit. Erst dann beginnt das wirkliche Gemeinschaftsleben, wenn jede Tat, jede Arbeit, geboren aus den Bedürfnissen der Arbeitsgenossen frei wie das Liebeswerk an die Gemeinschaft der Werk tätigen zurückfällt, so Friede und Glück bereitend. Mit Gewalt ist dieser Aufbau des neuen Reiches nicht zu gewinnen, nur die Erkenntnis über die Ökonomie der naturhaften Kräfte und die völlige Hingabe an die Welt der Werk tätigen kann dies Chaos zu dem kraftvollsten Bau und zum Frieden in der menschlichen Gesellschaft führen.

Das Proletariat hat unter Schmerzen erkannt, daß die bürgerliche Erziehung Ideologien in uns aufbaute, die nie mit unseren Taten stimmen konnten, da diese wieder abhängig gemacht waren von Autoritäten und Disziplinen, die selber nicht daran dachten, ihre Worte mit ihren Taten ins Gleichgewicht zu bringen! – Unser Erkenntnisweg geht aber dahin: zu wissen, daß wir die Ketten unseres Leidens sprengen können durch die Tat, durch die schöpferische Gestaltung einer Welt, die die Glücksmöglichkeiten eines jeden in sich schließt.

Textauszug aus: Heinrich Vogeler: *Kosmisches Werden und menschliche Erfüllung*. Hamburg: Kommunistischer Kulturverlag der Kopf und Handarbeiter Deutschlands Anton Willascher, 1921, S. 11.

6 Heinrich Vogeler: *Friede*. Bremen: Angelsachsen-Verlag, 1922, S. 12.

7 Ebenda, S. 34.

6. „Eine kommunistische Insel im kapitalistischen Staat ist als Kampfmittel zu betrachten.“

Wir Arbeiter teilten jede Arbeit unter uns. Wir wählten einen Arbeiterrat von dreien. Einen für Finanz, einen für Produktion und einen für Konsum: Um alle Bedürfnisse der Arbeitenden voll kennen zu lernen am eigenen Leibe, verbat ich mir eine Wahl in den Arbeiterrat. Dem Arbeiterrat wurde aller Besitz übergeben: die Einnahmen, alle Ausgaben, alle Verpflegung ging durch seine Hand. Das Geld wurde innerhalb der Kommune völlig abgeschafft und nur der Finanzrat verkehrte mit der Außenwelt kapitalistisch.

Nun hatte jeder Arbeiter Anrecht auf Wohnung, Kleidung und Nahrung in dem Maße, wie es im Besitz vorhanden war, oder geschaffen wurde; aber auch jeder hatte die Sorge, die Verantwortung für das Ganze.

Da der Arbeiterrat jeden Tag abberufen werden kann, ist die Kontrolle genau, und überall stellte sich der gesellschaftliche Verkehr, die Arbeit auf gegenseitige Hilfe. So brachte mich die Arbeiterschaft sehr bald in mein Atelier zurück und nahm mir fast jede körperliche Arbeit ab, aus der praktischen Einsicht heraus, daß ich dort oben für die Gemeinschaft besser schaffen könnte, wie Dünger auskarren. Andererseits hatte ich gezeigt, daß mir Düngerkarren genau so wertvoll erscheint, wie Bildermalen, wenn die Gemeinschaft des Düngerkarrens als Nächstliegendes bedarf. Ein Arbeiter, der in der Gemeinschaft einem Künstler die körperliche Arbeit abnimmt, ist in Wirklichkeit Mitschaffender an dem Kunstwerk, das vermittelt seiner Arbeitsübernahme von Künstlerhand entsteht!

Die natürliche Ausschaltung des Geldes innerhalb der Kommune brachte bei allen wahrhaften Sozialisten, beim Proletariat einen Zustand der Zufriedenheit und Sicherheit hervor, trieb es zu erhöhter Arbeitskraft, um seinerseits den Arbeiterrat in seiner Arbeit und Verantwortung zu sichern. (Warum sollten später nicht alle Renten, ob sie für Invaliden, für Kriegerwitwen oder für Kommandierende Generäle ausgeschüttet werden, nicht gleichmäßig, anstatt in Geld, in Lebensmittelkarten und Bezugscheinen, ausgezahlt werden, auf die die Kommune den Konsum liefern müßte? Wie mancher Mensch würde dann noch produktiv werden; über seine Rente hinaus für sich und seine Gemeinschaft bessere Lebensbedingungen zu schaffen. Jeder ist daran interessiert, das Minimum von Lebenssicherung reicher zu gestalten.)

Eine kommunistische Insel im kapitalistischen Staat ist als Kampfmittel zu betrachten. Sie wird durch die Tat mit dem bürgerlichen Märchen aufzuräumen haben, daß das Proletariat nicht gestalten kann. Auf dem Boden der kommunistischen Insel werden sich alle die Kämpfe vollziehen, die im großen Leben der Revolution ihre Parallelen finden. Der Bestand einer derartigen Kolonie wird immer wieder in Frage gestellt sein, solange die kapitalistische Wirtschaftsform existiert. Aber die Logik der Ereignisse wird ihr entgegenwachsen, da sie selber nur ein Produkt des gesetzmäßigen Werdens der Revolution ist; nur Mitglieder der Kommune, die die innere Gesetzmäßigkeit des

Werdens nicht fühlen, deren Seelen vom sozialistischen Geist nicht völlig durchdrungen sind, werden durch äußere politische und wirtschaftliche Ereignisse immer wieder zu kapitalistischen Hoffnungen verführt werden.

Die tiefste Gefahr für die Übernahme eines Betriebes aus kapitalistischer Zeit liegt darin, daß das Proletariat im Augenblick der Übernahme nicht den ganzen Besitz erfaßt.

Bürgerliche Sentimentalität mag an dieser Stelle recht menschlich erscheinen, aber alle Quellen ewiger Beunruhigung liegen hier und unterwühlen bald das Gemeinschaftsleben mit Sonderinteressen und Mißtrauen; verführen zur Erringung persönlicher Vorteile und treiben bei der Abwehr leicht zur Errichtung einer persönlichen Diktatur, die dem Willen der Arbeitenden hemmend entgegensteht. Jede Hemmung lähmt das produktive Leben, den eigentlichen Sinn der kommunistischen Gesellschaft, sie ist gegenrevolutionär und muß aufgelöst werden, bis in Allen der Wille zum gemeinschaftlichen Schaffen geboren ist, und sich ein jeder nur als Werkzeug der Masse der Arbeitenden fühlt.

Eine feste Arbeitsordnung richtet sich lediglich gegen die kapitalistisch orientierten Mitglieder, gegen Besitzfanatismus und gegen Ausbeutung der Arbeitskraft anderer. Diese Kräfte sind es auch immer wieder, die sich mit allen Mitteln gegen die von den Arbeitenden aufgerichtete Ordnung wehren. Fast immer sind es bürgerliche Individualisten, die sich selber gern Anarchisten nennen, in Wirklichkeit aber jene Konjunkturmenschen sind, die, wie in Rußland, als Nutznießer der Revolution nach getaner Arbeit aus allen Winkeln erschienen.

Die kommunistische Ordnung, die dem Lebensbedürfnis der Arbeiterschaft entspringt, wird alle diese Korruptionen, diese Krankheitserscheinungen aus der kapitalistischen Wirtschaftsordnung an die Oberfläche bringen, denn die Ordnung ist für jene Elemente ein unerträglicher Zwang, bis sie alle Besitzgier und alle Ausbeuterinstinkte in sich selber vernichtet haben und das gleiche Recht am Gemeinschaftsbesitz für alle anerkennen und – arbeiten!

Die größte Gefahr für den Bestand der Kommune liegt nicht außerhalb, in der kapitalistischen Umgebung, sondern in der kapitalistischen Gesinnung einzelner Mitglieder; im Gemeinwesen selbst werden von dieser Seite die größten Anstrengungen gemacht, zwischen den einzelnen Arbeitern eine Geld- und Lohnwirtschaft unter allerhand Vorwänden wieder einzuführen, den Gemeinschaftssinn zu untergraben.

Textauszug aus: Heinrich Vogeler: *Siedlungswesen und Arbeitsschule*. Hannover: Paul Steegemann, 1919 (*Die Silbergäule* 36), S.9-11.

Vogelers Vorstellung vom gesetzmäßigen Werden der humanen neuen Gemeinschaft – Stichwort „werktätige Liebe“ –, der ihn zur Verwirklichung des Kommune-Experiments Barkenhoff drängte, beruhte auf der Voraussetzung, daß jedes Mitglied der Kommune diese angenommene „innere Gesetzmäßigkeit“ auch in sich trage. Deshalb ist für ihn die beispielgebende Kommune im kapitalistischen Staat

Die Silbergäule



HEINRICH VOGELER WORPSWEDE SIEDLUNGSWESEN UND ARBEITSSCHULE

PAUL STEEGEMANN VERLAG HANNOVER

Umschlagillustration von Heinrich Vogeler (1919)

ein Kampfmittel zum Erreichen dieses Ziels: quasi ein Geburtshelfer. Eine mögliche Gefährdung des Projekts sieht er nicht unbedingt oder allein von außerhalb drohen, sondern auch und gerade in den Nachwehen der alten Gesellschaft, etwa in „kapitalistischen Hoffnungen“ der einzelnen Mitglieder, in Sonderinteressen und Mißtrauen innerhalb der „kommunistischen Insel“. Dagegen setzt er seine Überzeugung, daß sich „der Wille zum gemeinschaftlichen Schaffen“ letztlich behaupten werde.

Wieland Herzfelde, ein helllichtiger, der ästhetischen wie politischen Avantgarde gegenüber äußerst aufgeschlossener Autor und Verleger und Leiter des Malik-Verlags, hält in sich seiner Schrift „Gesellschaft, Künstler und Kommunismus“ von 1922 mit Kritik an solchen Inselprojekten nicht zurück, wenn er die sicherlich „guten Genossen“ des Barkenhoff anvisiert: Diese würden „die Frage ‚wie lebe ich als Kommunist in der bürgerlichen Gesellschaft‘ beantworten, ‚indem ich sie meide oder so tue, als ob sie nicht da sei‘ und folgerichtig eine Siedlung gründen. Die Künstlerkolonie Worpswede etwa ist ein Schulbeispiel dafür. Dort kann man sich Kommunisten ansehen wie Edelwild im Zoo, das Gitter bauen sie selber und weh tun sie niemandem. Die Probleme, die sie naturnotwendig fruchtlos behandeln, sind vielleicht spruchreif, wenn der Kampf mit der Bourgeoisie, mit Kapital und Militarismus endgültig

vorüber ist.“⁸. Vogeler hält dagegen: „Auf dem Boden der kommunistischen Insel werden sich alle Kämpfe vollziehen, die im großen Leben der Revolution ihre Parallelen finden“.

7. Kommune-Praxis auf dem Barkenhoff

In Worpswede hatte sich auf dem Barkenhoff gleich nach Ausbruch der Revolution eine kleine Gruppe von Erwerbslosen und Kriegsbeschädigten zusammengefunden aus der Land- und aus der Fabrikarbeit, um aus tiefer Not sich zusammenzuschließen und ein gemeinwirtschaftliches Leben zu beginnen. Ein privater Besitz wurde von ihnen voll erfaßt: Werkstätten eingerichtet, das Land unter der Mitwirkung von guten Technikern kultiviert, das Geldverhältnis unter den Mitarbeitern ausgeschaltet und die volle Verantwortung und Bestimmung über Besitz, Arbeitsverteilung und über das Zurückfließen und Produktivmachen der Werte für die Gemeinschaft Aller in die Hände der Einzelnen zurückgelegt. Im Anf ange wohl nur als Siedlungsgemeinschaft gedacht, wurde diese Zelle sehr bald von hunderten und tausenden von suchenden proletarischen Menschen in Anspruch genommen und von jenen geistigen Arbeitern, die im Chaos, auf dem Wege zur Resignation, zur Untat ihre tiefe Sehnsucht nach schöpferischer Kraft und Erlösung dumpf erkannten. Hierdurch wurden die Arbeitsgenossen in die Erzieherverantwortung gedrängt, sich selber zu erziehen, Beispiel zu sein. Täglich kamen die Suchenden, deren gesunder Sinn die Welt des Zerstörens, des Hasses und des Vergehens zu verlassen gewillt waren und bereit, der Welt des Werdens, des organischen Aufbaues ihre Kräfte zu geben, Sie sahen die proletarischen Menschen als frohe bejahende Arbeitsmenschen. Sie erkannten, daß nicht Besitz, sondern die völlige Hingabe an die Forderung der Zeit die einzige Befreiung, die einzige Glücksmöglichkeit in sich birgt.

Keinen von den Arbeitsgenossen ist es das Ziel sich und den Seinen eine Existenz zu sichern, jeder ist sich bewußt an einer Zelle zu arbeiten, zu gestalten, – dann von jenen Lehrkräften ersetzt zu werden, die den wirtschaftlichen und geistigen Aufbau weiterführen. Jeder weiß, daß er jederzeit bereit sein muß, abgerufen zu werden zu neuen Aufgaben für die Erziehung der Menschen zu einer klassenlosen gemeinwirtschaftlichen menschlichen Ordnung. Diese Bruderschaften der Arbeitsschulen mit ihrem Handwerk und den daraus wachsenden künstlerischen Aufgaben werden wie Bauhütten verwendet werden müssen, um ihre gestaltende Kraft dem Neubau der menschlichen Gesellschaft zuzuführen. Die bürgerliche Gesellschaft sieht wie jede Partei in diesem Schulwerden eine tiefe Gefahr, da nirgends Raum ist für ein Dogma, für eine Disziplin von oben, für eine neue Gewaltmoral! Hier liegen die schweren Kämpfe, die die kleine Gemeinde nur durch ihr Sein,

8 Wieland Herzfelde: *Gesellschaft, Künstler und Kommunismus* (1922). In: *Literatur im Klassenkampf. Zur proletarisch-revolutionären Literaturtheorie 1919-1923*. Eine Dokumentation. Hrsg. Walter Fähnders/ Martin Rector. Frankfurt/M.: Fischer, 1974, S. 134-160, hier S. 150.

durch das lebendige Beispiel ausfechten kann. Zuerst kam Reichswehr und baute Maschinengewehre auf, eroberte ohne Widerstand den Hof. Bald saßen die Sturmhelmlträger bei einem dampfenden Morgengetränk auf der Diele. Die durch den Ungeist verführten und menschlich verzerrten, verzeichneten Gesichter lösten sich; freie, aufnehmende Menschlichkeit trat überall hervor. Beschämend sahen die meisten, daß sie den Geist bekämpften, der im Innersten ihrer eigenen Seele ruhte und um Befreiung rang. Nach diesem Tage hat mancher den feldgrauen Reichswehrrock ausgezogen, um die Zeit abzuwarten, bis auch hier der Ungeist mit seinen eigenen Fahnenrängern aufräumte. Heute sind es die Parteien von rechts bis links, die zum wenigsten durch Sabotage den Untergang der Zelle bewerkstelligen möchten. Die einen glauben: der Mensch ist schlecht, und das müsse so bleiben, sie stellen damit nur ihren eigenen Maßstab heraus; die nächsten sagen: ihr verführt die besten Kräfte zu einem kleinbürgerlichen Idyll, – die mögen einmal kommen in dieses Idyll, täglich verbraucht von der Bewegung, die alle menschlichen Ansprüche an sie stellt, die sie herausruft in Städte und Dörfer und getrieben in alle Nöte durch die wirtschaftliche Bedrängnis der Kampfeszone. Dann kommen die Parteidogmatiker mit dem unerschütterlichen Glauben an die Autorität, bürgerlich verseucht durch die alte Erziehung: Ethik und Bildung und Sozialismus dürfen sie den Genossen erst „geben“ nach der Eroberung der politischen Macht! Es sind die alten Menschen, die verkalkten Skeptiker, die an sich selber und an die Zeugungskraft ihrer eigenen sozialistischen Tat nicht mehr glauben. Ihre Gefolgschaft würde uns dahin führen, daß wir alle noch einmal das ganze Elend, das bitterste Joch einer Parteidiktatur durchzumachen haben, um unter diesem letzten, tiefsten Leid des Kampfes aller Werktätigen gegeneinander das organische Wachstum der gemeinwirtschaftlichen Friedensordnung des Sozialismus in seiner reinen Menschlichkeit erkennen, uns von allem Dogma zu befreien und uns ganz dem Gesetze ewiger Wandlung zu einer sich erfüllenden Einheit „Mensch“ zu unterstellen.

Zwei Jahre lang gaben sich auf dem Barkenhoff proletarische Menschen dem Aufbau dieser Zelle hin; standen jedem Suchenden zur Verfügung im täglichen Austausch der errungenen Erkenntnisse. Jetzt rufen wir Allen denen zu, die noch einen Rest zeugender Jugendkraft in sich fühlen, die noch nicht an die Seite gestellt sein wollen in dem größten Werdeprozeß, den die Menschheit erlebt: helft Arbeitsschulen zu errichten, die als Zellen für die Wiedergeburt der Menschheit den Geist der neuen Zeit verkörpern. – Ihr Pazifisten! wendet euch ab von leeren Ideologien und geistigen Zwangsmitteln der Unterschriftensammler und Protest- und Resolutionsfabrikanten; heute gilt nur die Tat! Werdet Aufbauende für die große kommende Friedenswelt der arbeitenden Bruderschaften!

Textauszug aus: Heinrich Vogeler: Die Arbeitsschule als Aufbauzelle der klassenlosen menschlichen Gesellschaft. Hamburg: Konrad Hanf, 1921, S. 16-18.

Ende 1918, unmittelbar nach dem Novemberumsturz und der Einrichtung der lokalen Arbeiter- und Soldatenräte in Worpswede und Osterholz, deren politische Bedeutung nicht überschätzt werden sollte, deren Existenz aber auf den Wunsch nach radikaler Veränderung verwies, gründete Heinrich Vogeler in Worpswede die „Gemeinschaft für sozialen Frieden“.

Als landwirtschaftliches Experiment rief Vogeler eine Arbeitskommune auf Räte-Basis ins Leben, die „Kommune Barkenhoff“, Anfang 1920 umbenannt in „Arbeitsgemeinschaft Barkenhoff“. Die einstige „Insel der Schönheit“, so Rainer Maria Rilke über den Barkenhoff der Jugendstiljahre um 1900, war nun Zentrum revolutionärer politischer und sozialer Praxis. In einem ihrer von Vogeler gestalteten und mit der Handpresse des Barkenhoff vervielfältigten Flugblätter heißt es, formuliert in dem für das Projekt insgesamt charakteristischen Sound der weltrevolutionären Beschwörung von Frieden, Freiheit und Tat: „Ihr Geistigen wacht auf! Verlaßt die Welt der Lüge, verlaßt aber auch den billigen Weg der Resolutionen und Proteste.“⁹ Zu Neujahr 1921 verfaßte die Siedlerkonferenz der Arbeitsgemeinschaft eine EntschlieÙung, in der zur Beförderung des syndikalistischen Siedlungsgedankens „die Neuverteilung des Grund und Bodens“ und die „Enteignung jeglichen Brachlandes“ gefordert wird.¹⁰

Am 21. September 1921 wurde die „Arbeitsschule Barkenhoff“ eingerichtet. In ihrer Proklamation vom 10. November 1921 heißt es ausdrücklich: „Bei der Aufnahme als aktives Mitglied verfällt der Besitz des Eintretenden an die Arbeitsgemeinschaft Barkenhoff“, und: „Von den Arbeitenden und Lehrern darf kein Gehalt beansprucht werden; das Geldverhältnis innerhalb der Arbeitsgemeinschaft ist völlig ausgeschaltet und wird nach außen durch den Betriebsrat geordnet.“¹¹ Neben Heinrich Vogeler unterzeichneten dieses Manifest u.a. Walter Hundt, die aus Dresden zum Barkenhoff gekommene Sozialistin Marie Griesbach sowie Kaethe Wolf, die Frau des expressionistischen Dichters Friedrich Wolf, der ebenfalls zeitweilig am Projekt beteiligt war.

Eine detaillierte Realgeschichte des Barkenhoff-Experiments in seinen verschiedenen Etappen ist noch zu schreiben – angefangen von der strikten polizeilichen Überwachung, der die Kommunarden unterlagen, bis hin zur Arbeitspraxis, die Vogeler in zahllosen Skizzen protokolliert hat, von Terrassierungsarbeiten bis zum Betonmischen; vom Brunnenbohren bis zu Vogelers künstlerischen Arbeiten dieser Jahre. Nicht nur wie bisher üblich wären Lebenserinnerungen und Biographien einzelner Kommunarden dabei einzubeziehen, die – wie aus dem Rückblick nicht verwunderlich –, vor allem das ‚Scheitern‘ des Experiments betonen, sondern es müÙte auch der Blick auf Kontexte gerichtet werden, auf die genauere Vernetzung

9 *Wir suchen Frieden*. Flugblatt der Arbeitsgemeinschaft Barkenhoff, Weihnachten 1920.

10 *EntschlieÙung der Siedlerkonferenz Worpswede*, Neujahr 1921. Januarbrief 1921.

11 *Arbeitsgemeinschaft Barkenhoff*. Flugblatt v. 10. November 1921.



Arbeiterkinderheim Barkenhoff

Auf dem „Barkenhoff“ in der herrlich gelegenen Malerkolonie Worpswede bei Bremen wurde von der Roten Hilfe im Sommer 1923 ein Heim für die Kinder der politischen Gefangenen und der in den revolutionären Kämpfen gefallenen Arbeiter eröffnet. Die Kinder finden in der Regel Aufnahme im Heim für die Dauer von 8 bis 12 Wochen und kehren nach dieser Zeit erholt in die Heimat zurück.

Heinrich Vogeler: „Der Barkenhoff“ (Postkarte der Roten Hilfe Deutschlands, um 1924)

der Barkenhoff-Kommune mit vergleichbaren Projekten, mit den Organisationen und Gruppierungen des politischen Linksradikalismus dieser Zeit, auf die vielfältigen Aktivitäten der Barkenhoff-Mitglieder, etwa die zahlreichen Vortragsreisen Vogelers, nicht zuletzt müsste auch die rege publizistische und künstlerische Tätigkeit der Kommune selbst genauer untersucht werden. Vergleichbares gilt für das pädagogische Konzept der Arbeitsschule, das zwar keine staatliche Anerkennung fand, wohl aber auf das größte Interesse der Schulreformer wie der Jugendbewegung stieß. Schließlich müsste die künstlerische Praxis, so Vogelers Ausmalung des Barkenhoff mit den berühmten, Ende der Dreißiger Jahre zerstörten politischen Fresken in den Kontext der Avantgarde dieser Jahre gestellt werden – als exponierte Nahtstelle der politischen und der ästhetischen Avantgarde.

„Der Barkenhoff frißt Menschen“, schrieb Friedrich Wolf als aktiv Beteiligter 1921¹² und verwies auf die immensen inneren und äußeren Probleme des Projekts, angefangen von persönlichen und ideologischen Konflikten unter den Beteiligten bis hin zu den denkbar ungünstigsten äußeren Umständen nicht nur der politisch feindlichen Umwelt, sondern speziell der Inflation der Jahre 1922/23, die die ökonomischen Probleme nur noch potenzierte – Vogeler verkaufte immer wieder eigene Bilder, um dringende Anschaffungen tätigen und Lebensmittel einkaufen zu können. Ende 1923 wurde der Barkenhoff der Roten Hilfe

Deutschlands übertragen, die dort (bis 1932) ihr erstes Kinderheim einrichtete. Vogeler und andere der Kommunisten verließen den Barkenhoff und orientierten sich neu.

Daß in Vogelers Konzepten und Manifesten dem Thema ‚Arbeit‘ eine Schlüsselrolle zukommt, ist für die linken Debatten dieser Jahre insgesamt charakteristisch – mit der Revolution erhoffte man sich, so Vogeler, eine „Welt der freien Arbeit“ (so in Text 1). „Daß Produktion Glück ist“, postulierte zur selben Zeit Franz Jung,¹³ der sich in den Jahren von 1921 bis 1923 zu Aufbauarbeiten in Sowjetrußland aufhielt und, wie Vogeler, Möglichkeiten einer befreiten Arbeit diskutierte und praktisch zu erproben suchte – allerdings nicht in der Inselsituation, umgeben vom Kapitalismus, sondern im Kontext des staatlichen Aufbaus des Sozialismus. Ähnlich sprach Vogeler von der „schöpferischen Gestaltung einer Welt, die die Glücksmöglichkeiten eines jeden in sich schließt“. „In der Gerechtigkeit des Arbeitsprozesses“, so hieß es in der erwähnten Entschließung der Worpsweder Siedlerkonferenz von Neujahr 1921, „der jedem den besten Zustand seiner Entwicklung des Lebens sichert, liegt das Glück, die Freiheit jedes Einzelnen, des ganzen Volkes begründet.“¹⁴

Mit der Überwindung der Inflation und dem Ende der revolutionären Auseinandersetzungen begann eine Phase relativer Stabilisierung der Weimarer Republik, die neue

12 Walter Fähnders / Martin Rector: *Linksradikalismus und Literatur. Untersuchungen zur Geschichte der sozialistischen Literatur in der Weimarer Republik*. Reinbek: Rowohlt, 1974, Bd. 1, S. 57.

13 Vgl. Walter Fähnders: „... daß Produktion Glück ist“. *Franz Jung und das Arbeitsproblem*. [Teil 1-5.] In: *Sklaven* 1996, Nr. 20/21, S. 23-27; Nr. 22, S. 11-16; 1997, Nr. 26/27, S. 28; Nr. 37, S. 18f.; Nr. 38/39, S. 25-27.

14 *Entschließung der Siedlerkonferenz Worpswede*, Neujahr 1921. Januarbrief 1921.

Parameter der Kritik und Sozialkritik erforderte und ermöglichte. Das Ende des Barkenhoff-Experiments bedeutete für Heinrich Vogeler zugleich die Abkehr von seiner linksradikalen Politik. Nicht zuletzt unter dem Eindruck seiner neuen Verbindung zu der Kommunistin Sonja Marchlewska und seinen Reisen nach Sowjetrußland trat er 1924 in die KPD ein, deren Politik er, trotz seines Ausschlusses 1929, ebenso verbunden blieb wie dem Vorbild der Sowjetunion, über die er 1925 das Buch „Reise durch Rußland. Die Geburt des neuen Menschen“ publizierte. Es waren wohl vor allem die sowjetischen Erfahrungen, die ihn seine Auffassung von der Insel- und Kristall-Existenz revidieren ließen. So schreibt er über sich im Vorwort zum Russland-Buch: „Ein Künstler, ein unpolitischer, kommunistischer Philosoph kommt nach Rußland als Suchender. Er ist nicht einer jener vorübergehenden Spaziergänger, dem die Dinge gezeigt werden, sondern er geht in einen Betrieb, um als verantwortlicher Mitarbeiter an der Gestaltung der neuen Gesellschaft zu wirken. Das Philosophieren über die Dinge hört auf. [...] Als Gestalter steht er mitten im Kristallisationsprozeß, [...] er erkennt den lebendigen Organismus der Gesellschaft der Arbeitenden.“¹⁵ Vogelers altes Bild vom Kristall scheint hier erneut auf – nun aber hat der Künstler ein Zentrum gefunden, und es geht darum, „wie sich die neue Welt kristallisiert“¹⁶, nicht mehr um die vielen einzelnen und individuellen Kristalle, die sich in gegenseitiger Hilfe stützen.

Vogeler ist von nun an seinen neuen, jetzt parteikommunistischen, Überzeugungen treu geblieben – mit aller Konsequenz. In der Unterwerfung seines späteren Schaffens unter die Doktrin des Sozialistischen Realismus zeigt sich das ebenso wie in der bis zur Selbst-Denunziation reichenden Abrechnung mit seiner linksradikalen Kommunezeit in seinen späteren Schriften.

Was bleibt? Auf das Barkenhoff-Projekt ließe sich übertragen, was einmal über die ästhetische Avantgarde und ihr vielbeschworenes Scheitern formuliert worden ist: Man erinnert sich „eines ausgebliebenen Ereignisses, nicht um dieses im nachhinein zu verwirklichen, sondern um in dessen Ausbleiben das zu erkennen, was unsere Epoche wie ein Verhängnis bestimmt.“¹⁷ Nichts geht verloren.

8. Der ‚Vagabundenkönig‘ Gregor Gog gratuliert 1937 in Moskau Heinrich Vogeler zum 65. Geburtstag

Er ist aus dem Geschlecht der Peter Hille. Durch die große Stadt geht er wie durch ein Tor, durch das einer immer wieder gehen muß, um in den Wald und auf die Blumenwiese zurückzugelangen, wo das Holzhaus steht, darin er, wie in einem Mittelpunkt, ganz und gar zu Hause ist. So

war es immer. So ging er früher durch Bremen und Brügge, über die stillen gebogenen Brücken Venedigs, durch die bunten Straßenlabyrinth Colombos – wie durch ein Tor. So geht er heute durch das große, weite Moskau. Blauäugig, weiß wie eine Silberpappel und sehr aufrecht. Die Vorübergehenden, sehen sich erstaunt nach ihm um.

Ich rufe ihn an; er antwortet mit heller, jugendlicher Stimme. Meine Hand verschwindet beinahe in der seinen. Diese schweren Hände haben den Spaten und Pflug geführt, Balken zum Hausbau zugeschlagen, Bäume gepflanzt oder Wiegen und Hausrat geschnitzt und blonde Kinderköpfchen gestreichelt. Am erstaunlichsten aber waren diese Hände jedesmal, wenn sie Bilder schufen. Das Allerfeinste und Allerzarteste schufen sie zum Bild, den raunenden Frühling und die erste Liebe junger Menschen.

„Wir müssen, Geliebteste, leise
hinschreiten, ich und du,“
sang der von Glück überströmende Mund.

Der Sommer kam, das Haus wuchs, die Bilder, die der von Liebe und Schaffensglück trunkene Mann schuf, trugen des Sommers Fülle und Ueberfluß. Das Leben war ein Märchen, das hatte zwei Anfänge: Es war einmal, es wird einmal sein.

Und dann – plötzlich – flog das Märchen fort, flog fort wie ein Zugvogel. Es war einmal ... Was wird einmal sein?

Er lacht kurz auf, hinten in der Kehle; kaum öffnen sich die schmalen Lippen. In den Augen spielen sarkastische Fünkchen; um die Augen herum bilden sich viele gutmütige Fältchen. „Vielleicht letzte Romantik, vielleicht Todessehnsucht“ sagt er trocken, „führten mich als Kriegsfreiwilligen, mit 42 Jahren in den Krieg. Ich fand das Leben, wie es wirklich ist ...“ Er war im Osten und Südosten. 1918, nach dem Schandfrieden von Brest-Litowsk, schrieb der Unteroffizier Heinrich Vogeler spontan an den Kaiser einen Protest. Der Märchenmaler gab seine Anklage als Märchen:

„Das Märchen vom lieben Gott

Schon lange, als das Jahr 1917 dem Ende zuzuging, sah man in Deutschland überall die seltsamsten Erscheinungen am Himmel und unter den Menschen. Das Merkwürdige aber war, daß am Spätnachmittag des 24. Dezember auf dem Potsdamer Platz in Berlin von vielen Menschen der liebe Gott gesehen worden ist. Ein alter, trauriger Mann verteilte Flugblätter. Oben stand: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen, und darunter in lapidarer Schrift die zehn Gebote. Der Mann wurde von Schutzleuten aufgegriffen, vom Oberkommando der Marken wegen Landesverrats standrechtlich erschossen. Einige Aufnehmer des Flugblattes, die die Worte des alten Mannes verteidigten, kamen ins Irrenhaus.

Gott war tot ...“

Der Unteroffizier Vogeler kam ebenfalls in die Irrenanstalt, der Maler malte dort ein apokalyptisches Bild vom Krieg. In der Revolution stand er von Anfang an auf Seiten des Proletariats. Es folgte ein utopisches Siedlungswerk in Worpsswede, dem Ort seiner früheren Märchenträume. Die Utopie stürzte wie ein Kartenhaus zusammen. Zuletzt

¹⁵ Heinrich Vogeler: *Reise durch Rußland. Die Geburt des neuen Menschen*. Dresden: Reissner, 1925, S. 5.

¹⁶ Ebenda.

¹⁷ Peter Bürger: *Der Surrealismus im Denken der Postmoderne*. Ein Gespräch. In: *Transit* 23, 2002, S. 38-52, hier S. 52.

malte der Maler Bilder an die Decken und Innenwände des Hauses, schmückte das ganze Haus, wie zu einem großen Fest, und schenkte es den Kindern des kämpfenden Proletariats. Er selbst fuhr in die Sowjetunion ...

Worpswede – Moskau: das sind die menschlichen und künstlerischen Pole eines reichen Lebens! Das ist der Weg eines bürgerlichen Romantikers zum sozialistischen Realismus. Auf größeren Reisen in Mittelasien und Karelien schuf er eine Anzahl Bilder, in denen er sich, Schritt für Schritt, von seiner Vergangenheit freimalte. Ein weiter Weg, ein reiches Leben – noch hat Meister Heinrich keine Zeit, ans Alter zu denken.

Wald, eine Wiese, junge Apfel- und Kirschbäume, die er gepflanzt hat, Erdbeerebeete, Blumen ... In Tscheljuskinskaja steht das Holzhaus in dem er Gast ist. Er ist verbunden mit der Erde, wie ein Bauer. Vielleicht könnte man an das Holzhaus ein Atelier anbauen, drei Wände, große Fenster, ein Glasdach? Das wäre das Glück des Alters. Und dann wieder irgendwohin hinaus zu den Genossen Kollektivbauern! Unter ihnen und mit ihnen leben und schaffen. Den sozialistischen Menschen in seiner ganz neuen Verbindung zur Erde und zur Gesellschaft will er malen.

Das wäre das höchste Glück, die Erfüllung eines Lebens.

Gregor Gog: *Zum 65. Geburtstag Heinrich Vogelers*. Unveröffentlicht. Nachlaß Gregor Gog. Akademie der Künste zu Berlin.

Vogeler lebte seit 1931 in Sowjetrußland und arbeitete dort in verschiedenen Funktionen und an unterschiedlichen Orten, u.a. zeigte er Ausstellungen, 1937 erschien in Moskau sein Buch über Frans Masereel, auch wenn seine Komplexbilder dieser Jahre unter das Verdikt des ‚Formalismus‘ fielen und er sich mit der Doktrin des Sozialistischen Realismus auseinandersetzen hatte. 1938 beteiligte sich Vogeler an der sog. Expressionismus-Debatte der Zeitschrift „Das Wort“. Bis 1941 hielt er sich des Öfteren im Landhaus seiner Schwiegermutter Bronislawa Marchlewska auf, der Frau von Julian Marchlewski – 1922 bis zu seinem Tod 1925 Leiter der der Internationalen Roten Hilfe, mit dessen Tochter Zofia (Sonja) Vogeler seit 1926 verheiratet war.

Der Verfasser dieses Geburtstagsartikels Gregor Gog (geboren am 7. November 1891 in Schwerin, gestorben sowjetischen Exil am 7. Oktober 1945 in Taschkent) hatte sich in der Weimarer Republik als Führer der Vagabundenbewegung, für die er auch die Zeitschrift „Der Kunde“ / „Der Vagabund“ herausgab, einen Namen gemacht. Seit 1930 Mitglied der KPD, emigrierte Gog nach zeitweiliger Inhaftierung durch die Nazis Ende 1933 in die Schweiz und von dort aus 1934 in die Sowjetunion. Hier arbeitete er u.a. an deutschen Exil-Zeitschriften mit und schrieb an der (unveröffentlicht gebliebenen) Geschichte der „Liga der Heimatlosen“.

Auf das Haus von Bronislawa Marchlewska bezieht sich Gog in seinem Geburtstagsartikel, wie er sich denn über Vogelers Schaffen und auch über seine Biographie sehr gut informiert zeigt – angefangen vom Vergleich mit

dem ‚Erzvaganten‘ Peter Hille über Vogelers Reisen, die ihn bis nach Colombo auf Ceylon führten, bis hin zu seinem berühmten Protestbrief an den Kaiser, aus dem Gog ausführlicher zitiert. Dieses später als Flugblatt verbreitete „Märchen vom lieben Gott“ war ausdrücklich adressiert „An S[eine] M[ajestät] dem deutschen Kaiser!“¹⁸ und markiert einen Wendepunkt in der politischen Biographie Vogelers. Vier Jahre zuvor hatte er sich als 42-jähriger freiwillig in den Krieg gemeldet und wurde als Unteroffizier in verschiedenen Kriegsgebieten eingesetzt, so in den Karpaten und bei einer Nachrichtenabteilung an der russischen Front. Seine dabei entstanden Zeichnungen ließen die Schrecken des Krieges noch nicht erkennen. Sie erschienen 1917 als Mappenwerk. Es waren dann die maßlosen Gebietsforderungen des Wilhelminischen Deutschlands bei den Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk seit Ende 1917, die Heinrich Vogeler schließlich zu seinem Kaiserbrief veranlaßten. Er schrieb ihn während einesurlaubes in Worpswede im Januar 1918 und schickte ihn an einen Major sowie wohl auch an die Oberste Heeresleitung. Daraufhin wurde er in die Beobachtungsabteilung für Geisteskranke eines Bremer Reservelazarets eingeliefert. Das ärztliche „Dienstunbrauchbarkeitszeugnis“ wegen „temporären manisch-depressiven Irreseins“ vom April 1918 bewahrte ihn vor dem standrechtlichen Erschießen.

Vogelers „Märchen vom lieben Gott“ ist auch als Anspielung auf Karl Liebknechts Auftritt auf dem Potsdamer Platz vom 1. Mai 1916, als er dort Flugblätter verteilte und anschließend verhaftet wurde, zu lesen, es bietet eine scharfe Kritik am Diktat von Brest-Litowsk und hofft aber noch auf eine Wandlung des Kaisers, an den mit den Worten appelliert wird: „Sei Friedensfürst, setz an die Stelle des Wortes die Tat! Demut an die Stelle der Siegeseitlichkeit! Wahrheit anstatt Lüge. Aufbau anstatt Zerstörung! In die Knie vor der Liebe Gottes, sei Erlöser, habe die Kraft des Dienens! Kaiser!“

Vogeler selbst hat den Text später mehrfach wieder abgedruckt. Er eröffnet jenes Ensemble politischer revolutionärer Schriften, das sein Schaffen, wie in den Texten 1 bis 7 dokumentiert, in den Jahren um 1920 bestimmt – Abrechnung mit dem Alten und Konstruktion des Neuen in Politik, Kunst und Leben.

Danksagung

Für ihre Hilfe danken wir Rüdiger Reinecke (Osnabrück), Bernd Stenzig (Rosengarten) sowie Hugo Velarde (Berlin), für die Abdruckgenehmigung des unveröffentlichten Gregor Gog-Textes Barbara und Nicholas Davey (Ceres Fife, Schottland/GB) und der Akademie der Künste zu Berlin.

¹⁸ Genaue Nachweise finden sich bei Bernd Stenzig: *Heinrich Vogeler. Eine Bibliographie der Schriften*. Lilienthal: Worpsweder Verlag 1994. Faksimile des Briefes an den Kaiser in: *Heinrich Vogeler, vom Romantiker zum Revolutionär. Ölbilder, Zeichnungen, Grafik, Dokumente von 1895-1924*. Hrsg. Bonner Kunstverein. Lilienthal: Worpsweder Verlag 1982, S. 99.

Axel Brumma Tage & Träume

als wären wir die Letzten
auf der Erde

/

Bin ich gestorben
und in die Hölle gekommen?

immer jünger
die Gesichter um mich herum
in den Straßen

immer fremder –

/

– russische Gefangene Überläufer
hatten über die kommende Offensive ausgesagt

das Rollen auf der andern Seite
das machte einen wahnsinnig
wir wurden mit SS verstärkt
Maschinengewehr-Abteilungen
die schossen was das Zeug hielt
die erste Welle brach gleich im Feuer zusammen
die hatten dieses neue Maschinengewehr
das konnte einen Menschen durchsägen
in der Mitte förmlich durchsägen

die zweite Welle die dritte
die dann noch vordrangen

über ihre Kameraden hinweg

Leichenberge!

wie verzweifelt die waren
angetrieben
von ihrem eigenen Geheul
und den vorgehaltenen Waffen in ihrem Rücken

wie verzweifelt müssen die gewesen sein

dieses Geheul

/

zu kurzer Bericht des Flammenwerfers:
Gequiekt habense wie die Schweine
gequiekt gequiekt gequiekt

/

und dann dreitausend Kilometer
zurück
auf erfrorenen Herzen

/

da sah ich sie liegen
in einer Senke voller
Nebel ein Haufen Schlafender
wie ein Haufen Toter

umgeben von aufgerissenen
und leergefressenen
Konservendosen und tausend Kippen

/

da sah ich den Baum
in einer Senke voller

Schnee
begann er zu blühen

//

solch ein Lächeln
in dieser Welt

/

dieser Augenblick
da sie und ich aufschienen

wir

die einzigen Menschen
auf der großen weiten Welt

alles andere versunken

um uns herum das allschwarze Gewölbe
aus dem es schneite

und schneite

in ihre Wimpern schneite

/

zwischen den Menschen liegt mehr
als zwischen den Sternen

Augen und Haut sind keine Brücken
niemand kann entkommen
man sieht es uns an
doch was liegt an uns –

/

– alles machense aus Eisen
nur die Herzen nicht

/

– und ahnten doch schon
es wäre für immer und ewig

und packten trotzdem nur
für ein paar Tage Unterwäsche
die Papiere

und gingen
noch einmal durch das ganze Haus

das Grollen der Front

– 20 Grad es war Februar
und die Kleine meiner Schwester dabei
wie alt? gerade fünf geworden

nach Westen nach Westen

in der ersten Nacht die Tiefflieger

wir kamen zu einem verlassenem Haus
der Herd war noch warm
Krümel auf dem Tisch

der Milchfleck

am Straßenrand die Erfrorenen

uns entgegen nur noch wenige Soldaten

irgendwo

drei Wochen später erreichten wir C.

dort war unser Vater

gerade gestorben

/

– dieser eiserne Reif
um meine Brust

dieser Stein

in mir

den bewege ich nicht

den bewege ich einfach nicht

/

– das Leben ist ein langsamer Hungertod

Aus: *Tage & Träume*, ANDANTE Handpresse, Friedrichshagen 2010, S. 40-46, S. 59-65.

Olaf Arndt Zorn des Kapitals

Wir lesen Ernst Fuhrmanns „Geld – Eine analytische Betrachtung“ (1929). Es geht um den Standardmann. Fuhrmann meint damit den Bauern der vorindustriellen Landwirtschaft, den Mann, der einige Hektar bearbeitet und seine Familie und eine Handvoll Städter, Arbeiter, Lehrer, Verwaltungsbeamte, Fabrikbesitzer, Bankiers mit ernährt. Der Standardmann ist die Grundrechengröße für Fuhrmann. Er ist die 1 in einem System, die alle(s) andere(n) zu Null werden läßt, wenn er in die Krise gerät. Fuhrmann versucht eine grundsätzliche, statistisch begründete Erdung im letzten Augenblick vor dem gigantischen Zusammenbruch der Wirtschaft. Was wäre heute, 83 Jahre später, anders, wenn wir uns der gleichen Frage stellten? Womit füllen wir unsere Solarkochtöpfe, wenn der Bauer dicht macht, weil sich das Inkassobüro der Bank in die GPS-Navigation seines auf Pump besorgten Treckers einloggt und ihn vom Feld fährt? Wenn die Flugzeuge des Konzerns, der das Saatgut liefert, die unbezahlten Ähren chemisch löschen? Wo ist die Grenze, an der das Kapital seinem Zorn Einhalt gebietet, um sich nicht selbst aufzulösen?

Theater des Geldes

Wir haben eine Theorie. Wir: zwölf Wirtschaftsinformatiker, Juristen, Betriebswirte, Kulturwissenschaftler, Künstler beiderlei Geschlechts. Zwölf Gründe, warum wir zusammensitzen – eine Quersumme: ethische Probleme mit dem System. Dabei die Überzeugung: Es gibt gar kein System. Gar keine Wirtschafts-„Wissenschaft“. Es gibt nur Verabredungen. Marketingtexte, die aufgesagt werden auf einer Bühne, zum Beispiel „Börse“ genannt. Oder: „Finanzdienstleistung“. Fairplay-Servicepakete. Zahlenzauber mit einer Zuckerhülle. Innen ein Nervengift, das alle angreift, die einmal hinein gelangt haben. Eine Vorderbühne voller Darsteller, die uns ablenken. Zwischen uns und den Orten der Entscheidung ein Orchestergraben voller Respekt einflößender Instrumente.

Festungsarchitektur: der Zugang baulich versperrt. Darüber ein Schnürboden mit versteckten Zügen, mit denen bei Bedarf in Windeseile das Bühnenbild ausgetauscht werden kann, um die Vorgänge in der Hinterbühne besser zu maskieren. Artisten, die Buchstaben jonglieren. AAA plus, BB, DD minus. Kindersprache, die nach der herbeifantasierten infantilen „Logik“ der künstlichen Differenz aus Werten Defizite macht. Wenn es schief geht, flitzen die Akteure durch Wurmlöcher von der Vorderbühne in das Dunkel der Unterbühne und bedienen dort munter die Hubpodien, auf denen ihre Doubles ins Licht getragen werden. Es gibt Einzeltäter, große Darsteller in mittelalterlicher Rüstung, „offshore-Ritter“, die Bewunderung erzeugen. Entdeckte, aber verschwiegene und unentdeckte Verbrechen. Hingenommene, als selbstverständlich geltende und zum guten Ton gehörende Verbrechen. Verbrechen, die sich ausdehnen. Ein unüberschaubares Geflecht. Schließlich so groß, fast identisch mit der „Gesellschaft“. Das kranke Rhizom. „Wir haben einen Verdacht“ würde besser zu Verbrechen passen als „Theorie“. Zwölf Leute lesen, um den Verdacht einzugrenzen. Um wenigstens einige Darsteller mit bürgerlichem Namen, einige ihrer Tricks zu benennen, damit die Angst vor dem übermächtigen System verschwindet. Damit man wenigstens weiß, auf wessen Konto die Sache geht, wenn man schon verliert. Damit man beweisen kann: es gibt keine Katastrophe, keine Naturgewalt. Sondern nur Macht und Umverteilung. Zwölf Leute, die bislang den Namen Fuhrmann nicht kannten, bis er jetzt wichtig wurde. Keiner, der Batailles *Ökonomie der Verschwendung* gelesen, der mit Zolas *Saccard* (Titelfigur im Roman „Geld“, 1891) um Köpfe gepokert hatte. Silvio Gesell: klingt vertraut. Aber wie funktioniert Freigeld? Das Verbot, die machbare Alternative zu denken, muß überwunden werden. Eine Enquete-Kommission¹ in eigenem

1 Im Sinne der Methode, durch eine „vorherige Prüfung“ (Enquete) das gesetzgeberische Verfahren in einer Demokratie auf soliden Boden zu stellen, sehen die beteiligten Wissenschaftler & Künstler ihren als

Auftrag. Wir haben eine Idee: Der Begriff ist genauso schief wie „Theorie“, so verkommen wie „Gib mir bitte eine Idee Butter“ (Ernst Bloch). Aber irgendwo muß man anfangen. Mit Spekulieren.

Astronomie des Kapitals

Wir haben einen Tipp. So sagt man ja wohl in der Börsensprache.

Er wird allerdings wenig einbringen, außer uns allen Ärger.

24. Oktober 2012: Europa ist pleite. Spanien hat Schulden. Soviel Schulden, reihte man sie als 1 Euro-Stücke aneinander, würde die Kette von der Erde bis zum Mars und den halben Weg zurück reichen. Wo war dieses Geld, bevor es Spanien fehlte? Griechenland hat Schulden: es würde 200 Jahre dauern, sie auf dem Boden auszulegen, 24 Stunden am Tag, jeden Tag der Woche ohne Sonntag, das ganze Jahr lang, wenn alle zwei Sekunden ein neues 1 Euro Stück dazu käme.

24. Oktober 2012. Der Präsident der Europäischen Zentralbank (EZB) Mario Draghi entscheidet: er kauft Staatsanleihen „kriselnder Euro-Staaten in unbegrenzter Höhe“. Man nennt ihn deswegen den „Mann von der Feuerwehr“ – manche sagen, er gehört zur Feuerwehrtruppe aus „Fahrenheit 451“, die alles anzündet.

So wie schon der gute „Hank“, der ehemalige US-Finanzminister Henry Merritt Paulson aus Palm Beach, Florida, besitzt Draghi beim Amtsantritt offiziell keine Anteile an der Firma seines früheren Arbeitgebers, Goldman Sachs.

Der neue König

Ehemalige Goldman Sachs-Banker in herausragenden politischen und strategisch wichtigen Funktionen:

- der italienische Ministerpräsident Mario Monti. Was passiert, wenn sich Bank-Denken und Staatsinteressen so nahtlos in einer Person zusammen fügen?
- der Vorsitzende des Financial Stability Board zur Überwachung des globalen Finanzsystems Mark J. Carney, gebürtiger Kanadier und seit November 2012 designierter Gouverneur der Bank of England und damit der erste Ausländer in der Geschichte der Bank seit 1694. Die Londoner Finanzpostille *City A.M.* titelte am 27. November 2012: „The City has a new King“. Der Welthandelsplatz ist erobert.
- Petros Christodoulou, seit Februar 2010 Chef der staatlichen griechischen Schuldenagentur. Bei der griechischen Nationalbank war er zuvor als Generaldirektor des Treasury, Global Markets und Private Banking für Refinanzierung zuständig. Seit dem 25. Februar 2010 werden die Geschäfte zur Schuldenreduzierung von Goldman Sachs und anderer mit der griechischen Regierung in Athen

Einsatz, als Aufgebot aller zur Verfügung stehenden Phantasie, um zu zukunftsfähigeren Lösungen in den Bereichen der Gesellschaft zu kommen, die von der derzeit herrschenden Wirtschafts-Kultur am schwersten betroffen sind: Arbeit, Ernährung, Gesundheit, Sicherheit, Klima – und natürlich, als Fokus aller Felder: das Finanzsystem.

untersucht. Im Mittelpunkt des Interesses steht die Rolle von Christodoulou im Jahr 2009, als er mit Goldman Sachs die Londoner Zweckgesellschaft Titlos gründete, um einen Teil des Schuldenbergs der griechischen Regierung auf die Griechische Nationalbank zu übertragen.

Weiterhin:

- der wirtschaftspolitische Berater des US-Finanzministeriums Robert Rubin
- Mark Patterson, Stabschef des US Treasury
- William C. Dudley, Präsident der New York Federal Reserve Bank
- Gary Gensler, Vorsitzender der Commodity Futures Trading Commission, eine US-Behörde zur Regulierung der sog. Future- und Optionsmärkte
- Michael Cohrs, Mitglied des Financial Policy Committee der Bank of England
- Olusegun O Aganga, nigerianischer Minister für Handel und Investment, ehemaliges Mitglied der GS-Abteilung für Hedge fund consulting und European prime brokerage
- Philip Murphy, US-Botschafter in Berlin

Ein Kenner der Szene sagt, daß es keine einzige europäische Verwaltung von Rang gibt, in der nicht ehemalige GS-Mitarbeiter führende Positionen inne haben. Vergeßt Harvard, Oxford, Cambridge, St. Gallen. Diese Karrieren werden in New York eingefädelt.

Jüngst aus dem politischen Geschäft ausgeschieden sind:

- Ex-US-Finanzminister Henry „Hank“ Merritt Paulson aus Palm Beach, Florida
- Robert Zoellick, bis Juni 2012 Generaldirektor der Weltbank
- Antonio Borges; im *Spiegel* war anlässlich seines Rücktritts als Leiter der Europaabteilung des Internationalen Währungsfonds (IWF) der denkwürdige Satz zu lesen: „IWF-Chefin Christine Lagarde würdigte die Verdienste des einstigen Direktors von Goldman Sachs International insbesondere mit Blick auf die Eurokrise.“
- Lukas Papademos, ehemaliger Vizepräsident der Europäischen Zentralbank. Er war vom 10. November 2011 bis zum 16. Mai 2012 griechischer Premierminister und Chef der damaligen griechischen Übergangsregierung.

Von 1994 bis 2002 war Papadimos Gouverneur der Bank von Griechenland. In seiner Amtszeit fiel der Übergang von der griechischen Drachme zum Euro. In diesem Rahmen hat er eine noch immer nicht geklärte Rolle bei der Verschleierung der öffentlichen Haushaltsbilanzen mit Hilfe der Investmentbank Goldman Sachs gespielt. Von 2002 bis 2005 war Mario Draghi Vizepräsident von Goldman Sachs International in Europa, der als Gesellschafter von GS sich um „Unternehmen und souveräne Staaten“ kümmerte. Draghis Abteilung half Griechenland mit dem Finanzinstrument Swap seine Bilanzen zu schönen und Staatsschulden zu verschleiern.

- Vorsitzender von Goldman Sachs International ist der ehemalige EU-Kommissar, erste Generaldirektor der Welthandelsorganisation WTO, Peter Sutherland.
- Otmar Issing, als Direktoriumsmitglied der Europäischen Zentralbank (EZB) war Issing 1998 maßgeblich am Entwurf der geldpolitischen Strategie der EZB beteiligt.

Er ist seit 1. Januar 2007 „International Advisor“ der US-amerikanischen Investmentbank Goldman Sachs und bereits seit Juni 2006 Präsident des Center for Financial Studies (CFS) an der Universität Frankfurt. Im Oktober 2008 übernahm Issing den Vorsitz einer Expertengruppe, die im Auftrag der Bundesregierung Vorschläge für eine Reform der internationalen Finanzmärkte erarbeiten sollte. Ihren sechsten und letzten Bericht übergab die Kommission „Neue Finanzmarktarchitektur“ der Bundesregierung im November 2011 im Vorfeld des G20-Gipfels in Cannes.

Vorsitzender von Goldman Sachs Deutschland ist Alexander Dibelius, Berater von Bundeskanzlerin Angela Merkel.

Sprung vom Kliff

Wenn das keine schöne Gesellschaft ist. Die ersten Tropfen der Medizin gegen die Angst: es gibt kein System. Es gibt eine Bank, die hat Angestellte, bedingungs-, man möchte sagen bedenkenlos loyale Mitarbeiter. Mitarbeiter in Führungspositionen. Sie haben gelernt, die Lage für sich zu entscheiden. Lieber lassen sie einen Kunden – und wenn es ein ganzer Staat ist – vom „fiscal cliff“ (finanzpolitischem Kliff) springen, als zurückzustecken.

Jetzt zurück zum Grund der „Krise“. Goldman Sachs berät die griechische Regierung. Nach der Entlohnung für Beratungstätigkeiten hat Goldman Sachs noch eine Rechnung offen mit Griechenland. Sieben Milliarden Gewinn aus einer Staatsanleihe von drei Milliarden Euro reichen ihnen nämlich nicht. Sieben Milliarden Gewinn aus einem Kredit, den Griechenland jetzt nicht rückzahlen kann und deswegen bis 2035 jährlich 400 Millionen Euro zahlen muß. Das ist nur die halbe Strecke bis zum Mond.

Die Beta-Phase der europäischen Finanz-Krise beginnt erst nach diesem guten Geschäft, als die Griechen den zweiten Kredit zur Deckung des ersten nicht kaufen wollen. Erst ab dann wird mit Ranking-Abwertungen „angegriffen“. „Knock-Out-Zertifikate“ werden ausgestellt. Theater of Operation. Krieg im Finanz-Theater.

Aber „die Krise“ spielt nicht nur im Süden. Am 30. Juni 2012 wurde die WestLB Dortmund aufgrund von Fehlspekulationen in drei Teile zerschlagen. 77 Milliarden Euro wurden zuvor auf die „Erste Abwicklungsanstalt“ übertragen, eine sog. „bad bank“, zu deutsch: böse Bank für schlechte Verpflichtungen. Die Übertragung war erlaubt. Am kränksten ist unser Rechtssystem. Die WestLB ging dennoch zugrunde.

Kavaliersdelikte

Wer noch mehr Namen benötigt, um die eigene Angst vor dem unbesiegbaren intrikaten System zu bekämpfen, nutze eine beliebige Suchmaschine und gebe folgende Stichworte ein:

András Simor & Zypern

George Soros & Insiderhandel

Mut haben die beiden Ungarn, und Ideen, wie sie ihr Handeln legitimieren, Mut und Witz. Simor zum Beispiel, der nach derzeitigen Erkenntnissen parallel zu seinem Job als Präsident der ungarischen Notenbank eine private Finanzdienstleistungsfirma mit dem Namen Trevisol Management Services Ltd. auf Zypern betrieben hat oder noch betreibt, spricht, wenn es um seine privaten Profite und um Gesetzesänderungen zu seinen Gunsten geht, von sich in der dritten Person: „Der Gouverneur der Notenbank läßt sich nicht bedrohen.“

Soros, der sich gern als „Philanthrop und Finanzier“ bezeichnen läßt, treibt es noch perfider. Er spendet an Human Rights Watch 100 Millionen USD und legt vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte Beschwerde ein, weil er nach 18 Jahren Verhandlung schließlich wegen Nutzung vertraulicher Informationen und damit verbundenem Insiderhandel zu einer Geldstrafe etwas unter der Höhe seines damaligen mutmaßlichen Gewinns verurteilt wurde. Dieser Coup war 1988 der Grundstock für sein heutiges Milliarden-Kapital. Verbrechen scheinen zinsfrei zu sein. Der Schaden an Frankreichs Société Générale wurde übrigens in keinem Moment des Prozesses als Grundlage für das Strafmaß benutzt.

Ausgerechnet Rußland hat nun Soros auf die Liste der meistgesuchten Terroristen gesetzt. Wild East: Sie wollen ihn hängen, wenn sie ihn kriegen. Kavaliers mit einer Neigung zu Delikten.

Von dieser Art Löcher gibt es einige zu stopfen. Der Mensch ist noch nicht ganz dicht.

Gottes Arbeit

Soweit das Vorspiel. Jetzt zum Stück des Abends. Die Spekulation.

Die Sache platzt.

Europa geht Stück für Stück pleite.

Goldman Sachs spekuliert wie immer auf die Baisse und bietet sich gleichzeitig als Retter an. Wie bei Griechenland. Zweimal gewinnen ist besser als einmal.

Voilà! Da wird „Gottes Arbeit verrichtet“ (Zitat Loyd Blankfein, CEO und Präsident von Goldman Sachs, Stellvertreter von Henry Poulson bis zu dessen Ruf ins Finanzministerium). Der „Prinz des Casino Kapitalismus“ (The Independent) macht Kasse – sagen wir 50 Milliarden, vielleicht auch deutlich weniger, weil viele das Risiko kennen und nicht alle mitspielen werden beim Europa-Roulette.

Der volkswirtschaftliche Schaden hingegen wird nach oben nicht zu beziffern sein: 20-, 40-, 100-tausend Milliarden? Es sind ja ohnehin Zahlenkolonnen in Büchern. Nichts Echtes also, sollte man meinen.

Irreale Summen? André Amar, ein wenig bekannter Psychoanalytiker und höchst präziser Finanzsoziologe dazu in den 70er Jahren:

„Am Tag des Wall-Street-Krachs im Oktober 1929 hat der Kursturz die brutale Verarmung einer ganzen Nation verursacht. Und dennoch waren am nächsten Tag auf den Feldern, in den Bergwerken, in den Lagerhallen und

auf den Baustellen die realen Reichtümer der Welt genau dieselben. Wo befand sich dann die Verarmung? ... Die kapitalistische Wirtschaft hatte sich auf den rein abstrakten Begriff der Wertdifferenz gestützt und ihre Entwicklung bis zum Ende verfolgt.“ (in: Ernest Bornemann, *Psychoanalyse des Geldes*, Frankfurt a.M 1973)

So könnte nun Europa – schneller als in der langen Geschichte des Abendlandes je möglich – insgesamt verkauft werden. Und der Dollar wäre seinen nächst dem Renminbi ärgsten Konkurrenten los. Der neue Imperialismus braucht dafür keine Boote, keine Bomber, vergießt kein Blut. Sein „Theater of Operation“, seine Bühne ist der „freie Markt“.

Seine Geschosse flitzen durch die Kabel superschneller Rechner. Auf den Knopf drücken allerdings Menschen. Die Kommandeure des Imperiums. Die Computer brauchen diese Menschen nur, damit es nicht so lange dauert, bis alles Geld bei ihnen eingeht. Menschen, die wir vielleicht nicht kennen lernen wollen, die wir aber kennen könnten. Die wir vielleicht sogar kennen müssen, wenn wir überleben wollen. Menschen, für deren sofortige Ergreifung eine verantwortungsbewußte und solidarische Gesellschaft eine Ringalarmfahndung um jede Bank oder Börse verfügen müßte.

Stefan Döring verdampfe den verdunster

verdampfe den verdunster
lass dampfen den dunst
sei dampf dem dunstigen
dampfender je dunstiger

verspiegele den beschatter
lass spiegeln den schatten
sei spiegel dem schattigen
spiegelnder je schattiger

beschalle den zerscheller
lass schallen die schelle
sei schall dem schellenden
schallender je schellender

entflamme den zernichter
lass flammen das nichts
sei flamme dem nichtenden
flammender je nichtender

verwese den betreiber
lass wesen das treiben
sei wesen dem treibenden
wesender je treibender

verdichte den zerpulverer
lass dichten das pulver
sei dichte dem pulvrigen
dichter je pulvriger

zerstäube den zermalmer
lass stauben den mulm
sei staub dem malmenden
staubiger je mulmiger

beatme den verwalter
lass atmen das walten
sei atem dem waltenden
atmender je waltender

erlöse den verhafter
lass lösen die haft
sei los dem haftenden
lösender je haftender

zerstreue den beleuchter
lass streuen die leuchte
sei streu dem leuchtenden
streuender je leuchtender

beende den verwendter
lass enden die wende
sei ende dem wendenden
endender je wendender

verglase den benebler
lass glasen den nebel
sei glas dem nebligen
glasiger je nebliger

beneble den verglaser
lass nebeln das glas
sei nebel dem glasigen
nebliger je glasiger

verwende den beender
lass wenden das ende
sei wende dem endenden
wendender je endender

beleuchte den zerstreuer
lass leuchten die streu
sei leuchte dem streuen
leuchtender je streuender

verhafte den erlöser
lass haften das los
sei haft dem losen
haftender je lösender

verwalte den beatmer
lass walten den atem
sei walten dem atmenden
waltender je atmender

zermalme den zerstäuber
lass malmen den staub
sei mulm dem staubigen
malmender je staubiger

zerpulvre den verdichter
lass pulvern die dichte
sei pulver dem dichten
pulvriger je dichter

betriebe den verweser
lass treiben das wesen
sei treiben dem wesenden
treibender je wesender

zernichte den entflammer
lass nichten die flamme
sei nichts dem flammenden
nichtender je flammender

zerschelle den beschaller
lass schellen den schall
sei schelle dem schallen
schellender je schallender

beschatte den verspiegler
lass schatten den spiegel
sei schatten dem spiegelnden
schattender je spiegelnder

verdunste den verdampfer
lass dunsten den dampf
sei dunst dem dampfenden
dunstiger je dampfender

Safiye Can

Ins Haar gekrallt

Zuerst gehen Worte, dann der dazugehörige Mensch

Und dann hat er mich so angeschaut weil da Kirschsafft war im Weinglas woraus ich trank schaute er mich an du weißt so wortlos und ich hab gesagt *hey das ist Traubensaft* und er hat so geschaut so wortlos wie *na klar doch* hat er geschaut und ist weggegangen woraufhin ich erst einmal eine Flasche Wein aufmachen mußte und dann kam er plötzlich wieder und trank wortlos einen Schluck vom Kirschsafft der jetzt keiner mehr war sondern Wein und dann hat er wieder geschaut so vorwurfsvoll und wortlos und ist wieder fortgegangen aber danach kam er gar nicht mehr zurück selbst ohne Worte nicht.

Basilikazisterne

Im versunkenen Palast in Sultanahmet fallen Münzen aus aller Welt ins Wasser tausende Wünsche liegen brach im Stillgewässer und römisch blicken zwei Medusenhäupter. Fische schwimmen dicht an den Träumen der Besucher vorbei.

Istanbul/Sultanahmet 2012

Daniela Plügge

Präsenzpflicht

Ich bin also äußerlich geworden, sichtbar eingefädelt in den Betrieb der Stadt. Eine Verstrickung, für die ich bezahlt werdes und benannt. Hier ist das von Herrschaft freie Leben nicht durchsetzbar, vorerst. Da aber ich herrsche, als erste Kraft, kann ich einen Anfang machen. Kanalisieren statt führen, ermöglichen statt erzwingen. Ich habe studiert und gelernt, daß ich an etwas glauben darf und ich verdiene so wenig, daß ich etwas tun muß. Aber das sind Binsenweisheiten, das ist hier ganz normal.

Ich bin jetzt erste Kraft, kleine Filiale, Charlottenburg Seitenstraße, macht nix, erste Kraft ist erste Kraft. Kraft. Eins. Ich. Das zählt, das gilt, ist gut für den Schlaf. „Wird ja Zeit, daß aus Dir mal was wird“, hatte ein Großvater Jahr für Jahr gesagt, „ja“, hatte ich dann

Zetermordio

Er schreit still
still aus dem Inneren
mit Kraft schreit er
aus dem Inneren schreit er
offenen Mundes
schreit er fest geschlossen die Augen
schreit er still
weil der Mensch nicht zu Leiden
weil die Nachbarn sonst, wie stünde er da
wo ein jeder ein fein besticktes Schicksal
hauchfein bestickt wie weiße Tischdecken
zierlich rein, geregelte Bahnen
weil doch keiner bloß nicht zu intensiv
keiner fühlt geschweige riskiert
wäre allzu dumm schreit er
schreit mit ganzer Kraft
an die Tür gelehnt schreit er, am Boden schreit er
Tränen, Hände ins Haar gekrallt
niemand darf etwas ahnen
zu lieben, Schwäche, Träume, Ideale haben
mehr Disziplin, Beherrschung, wo kämen wir hin
auf Distanz, scheinheilig, nicht aus dem Rahmen fallen
er schreit aus dem Inneren heraus
mit Kraft schreit er alles heraus schreit still
schreit er

wir hören nichts.

gesagt und gedacht: Du bist alt genug, daß ich darauf nichts erwidere, Du kommst noch vom Land. Jetzt lebt er nicht und sieht nicht, wie ich Kaffee verkaufe im Plastikbecher, „geht aufs Haus“, ich bin ja erste Kraft. Das ist was zum Festhalten, generationenübergreifend. Auf die Größe kommt es nicht an. Das Weitreichende beginnt in der Handhabung. Ich bin jetzt erste Kraft und darf den nach mir kommenden Kräften etwas beibringen, schlecht ist das nicht. Es ist vertrackt, aber lösbar.

„Ihr seid jetzt hier“, erkläre ich meinem Team. „Und ich bin die erste Kraft. Eine zweite Kraft gibt es nicht, auch keine dritte. Ihr seid die nachfolgenden Kräfte. Euer Einverständnis ist nicht vorausgesetzt. Die neuen Kräfte heißen Mirko. Mirko-1 und Mirko-2, leider. Der kleinere ist Mirko-1 und steht jetzt kurz mal auf.“

Danke.“ Ich mach mich unbeliebt und das mit Absicht. Sie sollen sich an meinen Worten stören. Das Gefallende fällt ja doch oft durch den Rost. Ich arbeite darauf hin, daß es anders wird. Daß das Gefallende gefällt. Demnächst, ganz einfach. Ich lebe in einer Stadt, in der nichts gefallen darf, weil man auffallen muß. Das ist doch krank. Ich bin jetzt erste Kraft. Ich bin am Zug. „Eine Doppel-Existenz führt ihr“, sag ich zu den mir nachfolgenden Kräften, „daß das klar ist.“

Die nachfolgenden vier Kräfte sind zwangsweise hier. Innerhalb des Zwanges aber sind sie frei, das müssen sie lernen. „Ihr seid“, sage ich, „ob ihr wollt oder nicht, immer auch ihr selbst.“ Daran führt kein Weg vorbei. Sie hören mir zu. „Keine Mißverständnisse“, schreie ich, „wir sind nicht authentisch.“ Wir tragen Schürzen. Die Männer finden das sexy, die Frauen praktisch, der Chef selbstverständlich. „Aber“, rufe ich, „wir sind ich – ob mit oder ohne Schürze.“ Ich finde den Satz gut. Griffig. Der Satz, sagt Mirko-1, klinge nach einem doofen Band-Namen, „ich mit Schürze“, ausgetüfelt.

„Mirko-1“, sage ich, „der Kleine, den wir eben alle sehen durften, ist nicht witzig und es ist gut, daß er hier ist. Du, Mirko-1, wirst lernen.“ Um sieben Uhr öffnet die Filiale, ich muß zum Schluß kommen. Für heute ist es gut. Ich habe einen guten Anfang gemacht. Ich bin alt genug, um Erfahrung, Wissen, jawarumnicht: Gefühle und Notwendigkeiten in meinem Wirken zu integrieren. An meiner Wirkstätte. Ich wirke überall, wo ich stattfinde und bin jetzt erste Kraft. Aus mir ist nichts geworden, ich wirke am Rad des Werdens. So. Großvater. Du warst. Ich wirke.

Gegen neun Uhr spendiert eine der nachfolgenden Kräfte um die 30 einen Kaffee ohne alles, „geht aufs Haus“, das höre ich und sage zu der Kraft, die mir nachfolgt, daß es gut ist, den eigenen Handlungsspielraum auszuloten und zu nutzen. „Gut ist das“, sage ich und lächle bekräftigend. Man muß Menschen ermutigen. Drangsalieren und auf ein Ziel zuspitzen, bringt menschlich gar nichts. Da geht sofort Menschenflair kaputt und das wächst auch nicht wieder nach.

Die Filiale geht gut, danke, so lala, Charlottenburg gilt als Absprung für Mitte, wo ausschließlich Männer arbeiten. Mein Chef will mich aufbauen, das ist klar, bis ich paßfertig in der U-Bahn sitze. Einen Krimi lese und mich über einen Aufstieg freue, als erste weibliche Kraft in Mitte. Dabei muß ich dann nur früher aufstehen. Ich fahre immer noch nicht gerne in den russischen Sektor. Man kann mir nicht so einfach eine halbe Stadt vor die Füße knallen und sagen, so jetzt freu' Dich. So einfach ist das nicht. Ein Kaffee aufs Haus, das geht, ja. Das ist direkt. Oder die Luftbrücke, das waren doch noch 1:1-Verhältnisse.

Mirko-1 meint, wir sollten ein Musik-Angebot in unserer Filiale machen, das unterbinde ich. Ich sage ihm, daß er nicht schön spricht. Und daß er die Richtlinien ändern kann, wenn er die 1 ist, die er vorläufig nicht ist. Ich frage ihn, aus welchem Sektor er kommt.

Mirko ist Spätaussiedler, dann aus Aachen. Die These, wonach es unter jungen Erwachsenen aus dem Aussiedlermilieu eine erhöhte Anfälligkeit für Kriminalität gebe, ist umstritten, sagt Mirko-1. Halt mich auf dem Laufenden, sag ich.

Mein Trick ist, daß ich jeden Tag wie ein neues Jahr beginne, wie einen Neuanfang begrüße, jeder Tag ist meine Welt, ich halt mich frisch. Und bewahre den Blick auf die Dinge, der wichtig ist. Ich denke nicht: Gestern sind zwei Tassen kaputt gegangen, deshalb müssen wir heute den Bestand prüfen. Ich denke: Ich kann Passanten eine Wegbegleiterin sein, sie sind mein Gast auf Zeit. Sie sollen es schön haben. Ich Sorge dafür, ich wirke. Ich bin im Werden, wenn ich nicht jeden Tag einfach so durch mich durchrauschen lasse. Ich bin hier! – Meine nachfolgenden Kräfte müssen das noch lernen. In so einer Stadt gibt es keine Jobs. Da heißt es, auf der Stelle zu sein. Da zu sein. Die Stadt vergibt nichts, das ist ein Irrtum.

Ich hab das während des Studiums begriffen, als die alle so an mir vorbei rauschten. Zum nächsten Schein, weg von den Eltern und der Wehrpflicht, nächster Standort Ausland. Nebenbei ein bißchen große Stadt abgrapschen. Flair absaugen.

Flair aufsaugen und über Weihnachten nach Mallorca und dann wegen der Kinder nach Brandenburg.

Solche Leute, die eine große Stadt wie einen Großflughafen benutzen, tun mir Leid. Hie und da Gepäck, eine Remperei, ein Kuß, ein Parfüm. Das Datum steht auf der Tageszeitung, die Uhrzeit wird notfalls ausgerufen. Diese Leute glauben, sie seien oben. Dabei wischen sie nur über die Oberfläche. Ich will ihnen ein bißchen Schwerkraft schenken, ich bin jetzt erste Kraft. Ich will, daß sich in deren Köpfen ein Gefühl zusammenbrütelt, daß sie heimlich innehalten. Als fragte sich ein Panda im Zoo, ob das immer so war. Der Berliner Zoo liegt mitten in der Stadt, das ist verwirrend. Was ich meine, ist Folgendes. Wer sich entschließt, hier in Charlottenburg in einer Seitenstraße einen Kaffee zu kaufen oder wer hier zufällig reinwischt, der sollte wie vom Blitz getroffen denken: Ja!, das ist es. Wo war das so lange. Das Gefühl, wirklich am Leben zu sein in einer gewachsenen Umgebung.

Ich möchte dazu beisteuern. Ich möchte, daß wir unseren Passanten unter die Haut gehen. Nicht mit Musik, sondern mit Präsenz. Mit dieser Neujahrs-Präsenz, für die man schon eine innere Haltung braucht. Ich will, daß meine vier nachfolgenden Kräfte innerlich glühend brüllen: Dies ist ein ganz einzigartiger Moment. So kommen wir nicht wieder zusammen. Hier ist jetzt, hier geht etwas los, wenn wir wirklich wollen. Die Beseeltheit einer Gemeinde, die sich glücklich vergewissert, daß sie die Zukunft in Händen hält. So etwa. Das ist auch politisch.

Ich hab' meinem Chef gesagt, daß ich diesen Ort, so klein er ist, als Luftbrücke betrachte. Wir hier versorgen die großen Städter mit Augenblick. Ich bin hier die erste Kraft, die Sache ist ernst, das Geld ist knapp.

Christine Reinhold

Schlafstörungen in Augenblicksrealität

Aufzeichnungen von einer Theatertournee

Führe ein Tagebuch! hast du gesagt. Schreib alles auf, was du auf einer Theatertournee in deutscher Provinz erlebst! Doch es schien lange zu nichtssagend, des Aufschreibens nicht wert. Dir hätte ich wie Frau M vorkommen müssen, für die, nach dem Wäscheaufhängen, Essenkochen und Allesfertighaben der Schwatz mit der Nachbarin kommunalpolitische Verpflichtung ist. Für Frau M hingegen war ich die Zigeunerin, die Jüdin, zu freundlich zu Hund, Blumen, Kinder, Krüppeln, Juden und Zigeunern. Eine, die in Grenzstädten Richtung Schweiz zu polnisch, Richtung Holland zu russisch, nach Dänemark zu spanisch und in die DDR zu ich ist. Zu ich ist nie zu spanisch und alle Völker nie zu ich. Jetzt kann ich einige Reflexionen wiedergeben und ein Versprechen auch, daß ich mich deutscher Provinz stellen werde, heute am 18. März, die CDU hat gerade die ersten freien Wahlen in der DDR gewonnen.

Objektiv deutsche Provinzen und ihre Unholde wahrzunehmen, bleibt oft ein verlogener Vorgang. Unsereins registriert alles gern als vorübergehende Erscheinung, die in der Realität sich jedoch stur in-den Köpfen festsetzt. Wir haben den Ausschaltmechanismus nur allzu oft in Betrieb und geben uns beim Glas Rotwein am Abend gern der Hoffnung hin, unser analytischer Verstand der tagespolitischen Ereignisse sei letztlich auch der von Frau M und Herrn Z. De Maizière, Böhm, Kohl – gebt uns Barabas frei – sie werdens noch in 2000 Jahren schreien. Kraft zuzuschlagen habe ich noch genug, werde aber sicher zu müde sein, sie zu erklären, wenn ich zurück bin, Zeit zum Schlafen bleibt nicht mehr. Schlafstörungen – das einzige Vorrecht meiner Nationalität.

Ein Hotelier in der Pfalz sieht das Ganze gar nicht so kompliziert. Den 2. Weltkrieg überstanden, aus dem wunderbare Kameradschaften zurückgeblieben sind, wie er schwärmt, besteht heute darauf, alle Nörgler, wie er sagt, zu vernichten; also dich und mich. Die Nachtlektüre in seinem Hotel war nicht, wie sonst üblich, die Bibel, sondern ein Buch gebundener Landserhefte, in denen einige Helden nach ihren Vernichtungserfolgen zahlenmäßig gefeiert wurden. Heute irgendwo in der Pfalz – aber wenigstens schon wieder sehr ehrlich. Tradition hat sich angestrengt, stur und beharrlich zu bleiben.

In Rheinfeldern an der Schweizer Grenze hält mich eine dort ansässige M meiner dort nicht ortsüblichen langen Ohringe wegen für eine Zigeunerin. „Ich zeige dich an bei der Polizei, daß du Kindern beim Blumenklauen zusiehst“. Der Vorteil, der hochdeutschen Artikulation mächtig zu sein, verschafft mir ihren Breisgauschen Rückzug. Trotzdem geht es mir wieder mal beschissen, denn ich verrecke auf dem Grund dieser provinziellen möchtegern- und werbinichdenn-Seelen.

Gnadenlos jede Toleranz verrecken lassen, oh, das müssen sie schnell lernen, die einstigen Barabasse der

SED-Schergen, wenn man ihnen jetzt erlaubt, ihre Provinzen zu sanieren. Ihre Wegbereiter jedoch, die den Mut hatten, sie rauszutreiben aus ihrer Duckerpose, sind schon, wie sollte es anders sein, die neuen Außenseiter, rausgetrieben von den Habeschonvorgesorgts. Sag mir doch, wonach wir Sehnsucht haben sollen! Gestern wußte ich es noch. Zahle gerade meine Hotelrechnung, um weiterzuziehen.

Idyllischer kleiner Ort in Schwaben, alles in Ordnung, sauber und nett. Einer jener Orte, in denen man als Nicht-heimischer gleich enttarnt wird. Der Hotelbesitzer hat im Krieg eher befohlen, denn gedient. Sein einweisender Ton ist das offene Psychogramm eines Habenurmeinepflichtgetans.

Die Frau im Supermarkt hat zwei dunkelhäutige, kräuselhaarige Kinder, ob sie zurechtkommt? Ich erinnere mich der Frau in Frankfurt an der U-Bahnstation, die beim Anblick eines Kindes aus einer deutsch-blonden, schwarz-amerikanischen Verbindung den Satz hervorstieß „Ei gugge mol wie goldisch, hoffentlich wed des net schwärzter!“

Das Notaufnahmeverfahren für DDR-Bürger endet im Juni. Bis Juni, meint Seiters, kann die Währungsunion durchgesetzt werden – Mischnik berät die Ost-FDP. Das DDR-Fernsehen will jetzt meinen Film aus dem Giftschrank nehmen. Oh Gott, wo ist nur meine Sehnsucht? Die Perfektion macht sich zu schnell breit. Habe mir wenigstens Kerzen gekauft, um etwas Eigenes im ständig wechselnden Zimmer zu haben, solche, die früher, bei Adenauer, in die grenznahen Westfenster gestellt wurden für die M's und Z's im Osten. Jetzt, wo ihnen alle Lichter aufgegangen sind, zieren sie mir die Abende.

Nach der Gesundheitsreform wirken mittlere deutsche Kurorte, zumal in absoluter Vorsaison, recht einsam und verwaist, was ihnen jedoch den sympathischen Zug von Bescheidenheit verpaßt. Im grenznahen Nordhessen geht es selbst in kleinsten Orten nicht so gemütlich und niedlich zu, nicht ganz so stur traditionell wie im südlichen Schwaben oder im Breisgau. Gürkli mit Brötli ist hier zwar noch kein Jurkenbrot wie in meiner alten preußisch-anhaltinischen Provinz, wohl aber schon ein Brot mit Gurke. Für mich ist es sehr wohltuend, nicht alles verniedlicht wahrnehmen zu müssen. Empfindet man doch die Wennichbloßkönntevernichterlis deutlicher als das, was sie wirklich sind, als die Hoffentlichwirddasnichtschwärzer-Strategen. Alle haben sie eine Gemeinsamkeit, die Provinziellen und Großstadtprovinziellen, die wir in 88 verschiedenen Orten an der Zahl aufsuchen: sie wollen unterhalten werden. Man sieht am Abend plötzlich hunderte von Menschen der Unterhaltung frönen. Wo waren die nur tagsüber? Namibia ist heute unabhängig geworden, nach über 70 Jahren Kolonialherrschaft von den Wennwirnichtgewesenwärens.

Meine Großmutter war in den 30er Jahren für drei oder vier Jahre mit einem Nazibonzen verheiratet. Selbst höchst unpolitisch, war man mit der Tochter nach langer Arbeitslosigkeit mal wieder für eine Zeit versorgt. Dieser Mann stammte aus dem bayrischen Wald, später zog er nach Chemnitz und kaufte eine Apotheke. Irgendwo in einer dem Heimatort des Apothekernazis nahen Ortschaft fragte ich einen Berufskollegen älteren Jahrgangs nach diesem Mann. Er kannte ihn, ich wollte es kaum glauben. „Immer Späße hat er gemacht, der Fritz, immer Späße!“ „War er nicht ein hohes Tier im Krieg?“ „Davon weiß ich nichts, er hat nur einmal eine Dummheit gemacht, das ist lange her. Er hat irgendeine Schauspielerin in Sachsen geheiratet, sich aber bald wieder scheiden lassen, der Fritz.“ Die kleinen Dummheiten der alten Männer, die so tüchtig waren, ansonsten.

Noch 20 Tage sind wir unterwegs nach nirgendwo. In Jugoslawien sind mehrere Menschen mit mysteriösen Vergiftungserscheinungen in Krankenhäuser eingeliefert worden. Vertreter des demokratischen runden Tisches aus Bulgarien lassen sich in Bonn beraten. Fsitschko hucbowo! (Alles Gute!)

AnderGrenzezuÖsterreich–erstaunlichunverkrampfte Atmosphäre. Ein schönes Klima im österreichischen Café. 2 alte Männer aus Berlin, keine Habenuminepflichtgetans, reden über Reparationsleistungen nach dem 2. Weltkrieg, wie sie wieder neu anfangen mußten. Selten habe ich so sympathische alte Männer gesehen, die sich so anständig aus der dunklen Zeit hergelebt haben. Ich höre, wie sie zwischen Recht und Unrecht unterscheiden können. Auf der anderen Seite des Flusses, der bayrischen, begegnet man unerwarteter Kraft und Bodenständigkeit. Sicher wird sie von ihren Trägern unterschiedlich genutzt – republikanisch, christlich-sozial, sozialdemokratisch, liberal, katholisch, jodelnd zum Klang der Zither oder Konstantin Weckersch, gnadenlos provozierend, doch immer bayrisch. Die Bayern spielen nicht Volk, sie sind es, so gefährlich das auch manchmal sein kann. Christian, ein Schauspielkollege, ist auch Bayer, einer derjenigen, die sich wundern, daß die Westberliner nie ernsthaft gegen die Mauer protestiert haben, auf den Straßen, wo sie es doch gekonnt hätten. Hier in der Sonne zwischen Bayern und Österreich, Österreich und Bayern, gibt es die Augenblicksrealität, einfach und schön. Augenblicksrealität, die schön ist, duldet nicht einmal natürliche Landesgrenzen, denn Kriege, möchte man hoffen.

Polen möchte einen Assoziationsvertrag mit der EG schließen. KGB-Truppen werden an Litauens Grenzen verstärkt.

Ein Österreicher fragt mich, was ich vom Anschluß der DDR an Deutschland halte. Morgen reisen wir in die Schweiz für 4 Tage, ich werde dort weiterschreiben, wohl wissend, daß es dich interessiert.

Die Schweiz erstaunt mich immer wieder. Ich beurteile sie von Deutschland aus der Erinnerung vorangegangener Besuche jedes Mal anders, als wenn ich mitten in ihr bin.

Da ist mir ihr Erscheinen hell, freundlich, bunt. Sicher war es die weltübliche Arroganz des Geldes, die mich vor 3 Jahren aus Zürich trieb, die Ignoranz der übrigen Welt gegenüber, das Blindsein ihren so brennenden Problemen gegenüber. Im Landesinneren finde ich nichts davon. Die Schweizer sind ein völlig undeutsch-denkendes, gerade noch deutschsprechendes Volk.

Ich stehe an der roten Fußgängerampel und warte im strömenden Regen auf grün, plötzlich taucht über mir ein schützender Regenschirm auf, geteilt mit einer älteren Frau, die ihn in der Hand hält. Ich verstehe mit Mühe, daß ich nicht so im Regen stehen könne. Als ich mich bedanke, bemerkt sie meine Herkunft und bemüht sich, das gleiche noch einmal deutlicher, schriftdeutsch, zu sagen. Die Ampel schaltet um, wir gehen über die Straße, bedeckt vom Schirm, nach herzlicher Verabschiedung beide in verschiedene Richtungen. Auf der Rolltreppe zum Restaurant tritt ein älterer Herr beiseite, bittet mich vorzugehen, ich hätte sicher mehr Hunger als er. Ich antworte, daß ich Zeit habe. Da erwidert er schriftdeutsch: „Aber bestimmt Durst od'r?“ Deutlich sichtbar auch weniger krasse soziale Gegensätze als in deutschen Landen, in denen es ja richtige Obdachlosentrupps gibt. Diese einen, die im Dunkel – in Frankfurt überwintern sie unter einer der großen Mainbrücken in einer selbst zusammengetragenen kalten Massenbehausung. Hat die Schweiz auch so viele von ihnen? Wenn ja, sind sie dort besser versteckt. Die Leute lassen sich weniger, fast überhaupt nicht in die M's und Z's kategorisieren, sie bleiben Leute. Keiner, der anzeigen oder vernichten will. Beim nächsten Regen werde ich daran denken, jemanden mit unter meinen Schirm zu nehmen.

Das Wetter wird endlich erträglicher, nicht gar so kalt mehr, der Regen hat auch aufgehört. Fürth, von wo aus einst die erste Eisenbahnstrecke Deutschlands in Betrieb genommen wurde, ist heute eine Stadt, in der es, außer den üblichen M's und Z's, erfreulich viele Ausländer gibt. Ein freundlicher Türke verkauft mir auch noch nach deutschem Ladenschluß Obst. Ein großes Quellekaufhaus wird eröffnet, und ganz Fürth nimmt großen Anteil. Im Restaurant erfahren wir von Frau M und Herrn Z, gleichsam an unserem Tisch sitzend, wie enorm wichtig dieser Neubau war, auch wie man im letzten Urlaub disziplinierter mit 3 verschiedenen Buffets täglich umgehen konnte, die Figur folglich nicht so sehr gelitten hat. Beim Verlassen des Kaufhauses auf der Rolltreppe vor mir ein alter Mann, nur ein Bein, eine uralte Krücke als Stütze, eine, die man den Bettlern in einer Dreigroschenoperinszenierung verpassen würde, so man sie auftriebe. Neben ihm eine Frau in unbeschreiblich ärmlicher Kleidung, Filzschuhe an den Füßen. Besuch aus Rumänien, wie ich erkenne. Ein junger Mann, eher hier lebend, hilft ihnen durch das Reizüberflutungschaos unserer Überflußprovinzen. Nur eines von 3 täglichen Buffets für diese beiden und andere lösten spielend unsere häßlichen Figurprobleme.

Singen, wieder schweiznahe, bringt uns ein wenig Abwechslung in einen bewegungsarmen Trott. Wir gehen Berge hinauf, durch Wälder zu alten Burgen. Am Abend

nach der Vorstellung hatte ich mich derartig verlaufen, daß ich befürchtete, nie wieder im Hotel anzukommen. Eine Gruppe Jugendlicher, die aus einer Disco kam, fragte ich nach dem Weg, den ich nicht einmal richtig zu erfragen imstande war. Sehr freundlich, fast besorgt, forschten sie nach meinem Ziel. Endlich kamen sie darauf, wo es sein könnte, und begleiteten mich ein Stück. Keine Rohheit, nur Freundlichkeit, die Tatsache, daß ich es bemerke, es mich sogar erstaunt, beweist, daß es nicht die Norm unseres Zusammenlebens darstellt.

SPD und CDU der DDR verhandeln über mögliche große Koalition – immer mehr Massengräber werden in der DDR gefunden, Skelette von Menschen, die nach dem Krieg in Internierungslagern umkamen. – In Peking ist der Platz des Himmlischen Friedens abgeriegelt worden, da sich in diesen Tagen die regimekritischen Proteste jähren, die am 4. Juni durch das Massaker beendet wurden.

Im Ruhrpott ist das Publikum nicht so leicht einzunehmen für Unwahrhaftiges, es zeigt keine Ohichbewunderedich-Reaktionen. Sicherlich, weil sich das Leben hier täglich selbst definiert. Jeder weiß, was jedem passieren kann, wenn man im Garten zusammen sitzt, gemeinsam kegeln oder angeln geht. Wohltuend klar kann man unterscheiden zwischen der Realität der Düsseldorfer Kö und dem Überlebenswillen Rheinhausens. Krefelder Spitzen schmücken überraschend gut Duisburgs abgetragene Kleider, der Niederrhein bemüht sich, vorholländisch zu erscheinen. Im Ruhrpott sollte man nicht lügen, schon gar nicht verniedlichen. Ich liebe diese Gegend, der man sich stellen muß, sie ist gleich meiner Woichaufgewachsenbin-gegend, proletarisch die Städte, rundum bäuerlich, alles sehr geschlossen, etwas Prägendes. Man sehnt sich nach der Unnachiebigkeit dieser Wurzelprovinz.

In Hamburg an den Landungsbrücken begegne ich zwei Männern, die durch bescheidenes Äußeres und unbehol-

fenes Auftreten eine gewisse Rührung in mir hervorrufen. Einer fotografiert den anderen, wobei jeder stolz vor den Landungsbrücken posiert. Ich gehe hin und frage, ob ich sie zusammen knipsen soll. Der eine antwortet schüchtern *nje ponimaju* (Ich verstehe nicht!). Russen aus Murmansk, ich spreche mit ihnen, die Matrosen und zum ersten Mal hier sind. Unglaubliche Zurückhaltung bringen sie mir entgegen, einer, die in Hamburg russisch spricht.

Da begreife ich, wie lange es brauchen wird, ehe wir vertrauen können, uns selbst und anderen. Sicher werden die Deutschen weniger Probleme damit haben, die sind nach Wegfallen der Diktatur und Mauer einer wie der andere, Probleme sind nur wirtschaftlicher Natur, alles andere läuft schon. Bin ich blöd oder was, daß ich noch nach 5 Jahren Freivondiktaturleben ein Trauma habe? Wo sind die Konflikte ausgetragen worden, die uns weggetrieben haben, wo die Freunde und Feinde der Kämpfe von gestern? Alles frißt Einheitssoße wider die Überfremdung. Ein Schmerz mehr, gar nicht dagewesen zu sein, sie richten es schon, die Deutschen. Ich glaube, ich muß in rumänischen Waisenhäusern eine zeitlang helfen.

Diese lange Zeit des Weiterziehens geht endlich dem Ende entgegen. Bald gibt es wieder die eigenen vier Wände, die Freunde und die Selbstbestimmung über die Abläufe. Und es bleibt der Ichmachedasniewiedergedanke, was solche Tourneen angeht.

Künstlerisch kann man diese ganze Tournee eh vergessen; das Niveau war niederschmetternd. Doch bin ich froh, dabeigewesen zu sein, hat es mir doch einmal mehr die Augen geöffnet für Augenblicksrealitäten in unserem Land. Rückblickend hilft es mir vielleicht, besser mit meinen Schlafstörungen umzugehen.

Der Text entstand im März 1990. Ilse Braatz hatte ihn als Anhang ihres unveröffentlichten Berlinromans *Begegnung in der alten Hauptstadt*, geschrieben 1985-1987, vorgelesen.

Ronald Galenza The Hidden Sea

Das bräsige Barkassen-Bier vor saumseeligen Horizonten. Die Tage werden lang sein und leer. Voller Sand. Und Dorn. Vielleicht kommt mal das Glück vorbei. Oder der ABV. Oder die Sagen. Trotzdem wiedererwacht am falschen Ende des Eilandes. Des Lebens. Wir waren in der Scheinbar glücklich. Niemand ahnte die zu frühen Tode. Nur weil wir zu jung warn.

Die Hitze teilte die Wut. Regen heilte. Wer denn nun der Schönste sei? Oder wen man tauschen konnte. Liebe weilte nächtelang, Diskussionen monatelang. Wer gehört dazu? Wortkarge Seebären, desillusionierte Künstler, angebetete Frauen? Was war Liebe, was Verrat? Diese kleinen, überbordenden Räusche.

Die Feuer prasselten, wir sangen unsere kruden Lieder voller Seensucht. Die Grenzer waren jung und einsam mit ihren trostlosen Taschenlampen. Der üble Schnaps schmeckte metallisch. Wie HO-Löffel oder AK 47-Magazine. Wir wollten gar nicht weg aus diesem Paradies der Nächte. Der Leuchtturm Dornbusch verhiß Ferne. Der Mond schien helle auf der Stelle. In einem Wald namens Zukunft voller Todholz.

In unserem Agieren hauste Exzess. Wir spürten Lust auf Lust. Hastiger Sex hinterm Hexenhaus. Schweden-Eisbecher mit schwulen Holländern neben der Blauen Scheune. Nächtliche Theater-Improvisationen am Enddorn mit den fröhlich Verrückten vom Theater Anklam. Wir waren alle Faust! Lernten langsam sprechen.

Setzen Flaschenposten aus, gekrakelte Risse unserer Biographien. Das Schweigen wartet. Kein Status. Kein Symbol. Treibsand oder Treibgut. Flirrende Sonnen aus Irrwegen. Aber wir wußten Bescheid: Lichterlebnisse, Schreckensschauer, Erhabenheit, Märchen oder Mädchen, abwegige Tauschgeschäfte.

Niemand wußte genau, was in den Herrenhäusern gereicht wurde. Denn unsere Jugend war unsterblich. Wir waren auf Alk. Irrten ins romantische Dunkel zwischen Sternen und Grenzposten, bewaffnete Kinder. Die Grenzen waren aus Wasser. Diese ausstaffierten Regeln der billigen Macht. An den Rändern einer Zone, die ich flüchtig bewohne. Nur noch Geister rings, die ihre Schatten auf uns warfen. Wir fickten das System oben am Toten Kerl. Das Meer war willig.

Der Arzt war krank. Aber die Gegend war Punk. Eine finstere Kajüte ohne Güte. Das Leben ist nur ein kleiner Hafen. Behaupten die im Trüben fischen. Die Wasser schmecken zeitlos bitter. Badeten in Wassern der Gnade. Hatten Kirchenschiffs-Verkehr mit Zauberfrauen. Brachten wenigstens die Kulissen zum Einsturz.

Endlose Zeit hockte auf unseren Schultern, weil nichts geschah. Alles war so herrlich langweilig. Hatten nie Geld, dafür pralle Säcke voller Zeit. Wir lümmelten, lasen, lungerten, liebten, logen. Gedichte umarmten

uns. Unter Individuen ist nichts zu teilen, außer eine Vielfalt an Geschichten. Keine Ahnung von der Unschuld.

Das Leben war billig. Die Ausreden bezahlbar. Wir verbieten hier unsere unbezahlbare Jugend. Lauschten der Musik der Zeit, obwohl die manchmal ungut roch. Kabeljau & Nebelkatzen. Die Regenmädchen. War Fels ohne Brandung. Die immer gleichen Firmamente, kein Ablaß, keine Patente. Der Aquavit kreiste. Das Leben duldet noch Ausreden.

Diese Freiheit, dieses Scheitern. Am Alltag. Trostlose Zeichen eines Niedergangs. Abgelaufene Zeit. Ein grandioses Untergangs-Szenario aus Abschied und Zerfall. Wir tuschten in den Dünen mit rumänischer Eselsmilch. In Mondwellen verschollen. Wir hatten Spaß, wir hatten Kummer, als die Zeit Atem holte. Ratgeber aus leeren Worten. Die Spalten des Zweifels. Eine aufgegebene Sprache ohne Bezug.

Warum waren wir hier? Manche kamen um zu vergessen. Es ging um Stille. Abgeschiedenheit. Natur und immer die See. Das Meer war umsonst. Die Gesichter offen. Liefen nachts barfuß durch mondgelbe Wellen. Hofften, das dies hier irgendein Welt-Ozean wäre. Gestrandet also an einer Illusion. Wir jonglierten mit unseren Sehnen und Süchten. Aus Sommer wurden eisige Winter.

Die Neinbande

Interview mit J.M. Koerbl

NB: Herr Koerbl ... Kannst jetzt – bitte – endlich den Fernseher ausmachen?

JMK: Nein!

NB: (beiseite). ... dann ehm nich' (sammelt sich). Herr Koerbl, in Ihrem Stück NEIN beschreiben Sie den Zustand der Welt ...

JMK: (unterbricht). Nein.

NB: Ihr Stück hat also keinerlei Bezug zur Realität?

JMK: Nein.

NB: Können Sie das vielleicht näher erläutern?

JMK: (verdreh die Augen). Nein.

NB: Aber Sie haben nichts gegen ein Interview?

JMK: (verständnislos). Nein.

NB: (seufzt). Dann versuchen wir es mit ein paar persönlichen Fragen. Ihr Agent hat uns allerdings mitgeteilt, daß Sie solche Fragen nicht beantworten möchten. Entspricht das tatsächlich Ihren Wünschen?

JMK: (leicht). Nein.

NB: Sie sind in Stendal ...

JMK: (gelangweilt). Nein.

NB: (irritiert). In Leipzig haben Sie dann ...

JMK: (unwirsch). Nein! (Pause. Atmen.)

NB: Sie leben hier gemeinsam mit einer Katze?

JMK: (erstaunt). Nein.

NB: Aber ich sehe eine Katze.

JMK: (bestimmt). Nein.

NB: Wollen Sie behaupten, das (deutet) ist keine Katze.

JMK: Nein.

NB: Sehen Sie, was ich sehe?

JMK: (überlegen). Nein.

NB: Sie waren verheiratet.

(Schweigen).

NB: Waren Sie je glücklich in einer Ihrer Ehen?

JMK: (sofort). Nein.

NB: Sind Sie gerade verliebt?

JMK: (verschmitzt). Nein.

NB: Stimmt es eigentlich, daß Sie immer noch dreimal am Tag Sex haben, wie einige Boulevardblätter berichten?!

JMK: (hält vier Finger hoch). Nein!

NB: (angewidert). Glückwunsch! (Verzweifelt Blättern).

NB: (murmelt). Sie halten sich wohl für einen echten Kracher ...

JMK: (unschuldig). Nein.

NB: Der große, inzwischen leider verstorbene Heiner Müller war Ihr wichtigster Förderer.

JMK: (wütend). Nein. Nein. Nein!
 NB: Was ist denn jetzt gegen Hei...
 JMK: (mit Nachdruck). Nein!
 NB: (holt tief Luft). Der Pop-Artist und Selbstdarsteller Heiner Müller hat Sie immer protegiert. Haben Sie jemals einen Whisky getrunken, den Müller bezahlt hat?
 JMK: (listig). Nein.
 NB: Sie haben also Ihren Schnaps immer selbst bezahlt?
 JMK: (grinsend). Nein.
 NB: Udo Lindenberg hatte also nichts mit Ihrer Champagnerrechnung in diesem bekannten Berliner Hotel zu tun?
 JMK: Nein.
 NB: (verschlagen). Das Kokain, das Lindenberg Ihnen angeboten hat, haben Sie also rigoros ausgeschlagen?
 JMK: (auftrumpfend). Nein! (Schweigen).
 NB: Interessieren Sie sich eigentlich für Politik?
 JMK: (erstaunt). Nein?
 NB: Halten Sie den Kapitalismus für eine überholte Gesellschaftsform?
 JMK: (geradezu erleichtert). Nein.

NB: (stöhnt). Würden Sie das Bundesverdienstkreuz ausschlagen?
 JMK: (gequält). ... Nein.
 NB: Haben Sie eine Bombe?
 JMK: (triumphierend). Nein!
 NB: (erbost). Ich glaub Ihnen kein Wort!
 JMK: (unschuldig). Nein?
 NB: Nein!
 JMK: ???
 NB: Sie wollten Fußball schauen ...
 JMK: (überzeugt). Nein.
 NB: Aber der scheiß Fernseher läuft immer noch!
 JMK: (grinst).
 NB: Lieben Sie ...
 JMK: (aufgebracht). Nein.
 NB: (verzweifelt). ... Brahm's?
 JMK: Tooooooooooooooooooooo!

Das Interview für die Neinbande führte Einsteinauge im Herbst 2012. *Nein*, ein Schauspiel von Jörg-Michael Koerbl, 1999 geschrieben, wurde am 30. November 2012 im AckerStadtPalast in Berlin von der Neinbande uraufgeführt. Weitere Informationen: www.neinbande.net.

Gerd Harders

Individualitätskonstruktionen

Zur Wirkungsgeschichte von Max Stirners *Der Einzige und sein Eigentum*¹

Der schon in den frühesten Entwürfen zentrale Abschnitt der *Gesichter des Einzigen* trug von Beginn an den Namen *Paradise Lost*, ein Titel, der stets in David Lynchs *Lost Highway* anklang, tatsächlich von John Miltons gleichnamigem Poem von 1664 ausgeht, das den Fall Luzifers aus dem Himmel und die Vertreibung der beiden ersten Menschen aus dem Paradies und damit der Menschheit aus dem geschützten Gehege göttlicher Umzäunung thematisiert.

Dieser zentrale zweite Abschnitt der *Gesichter des Einzigen* beschreibt den Verlust der altgewohnten Sicherheiten mit und durch die Entstehung der modernen Gesellschaft. Stirner bzw. dessen *Einziger* und die Auseinandersetzung mit beiden im 19. und 20. Jahrhundert wird hier gewissermaßen als Indikator dieser Veränderungen, wie es im Text heißt, „modernitätsdiagnostisch“ eingesetzt. Der Angelpunkt der genannten Veränderungen ist – der Titel legt es nahe – die Entstehung und Ausgestaltung „moderner Individualität“. Daß dieser Anspruch nicht nur ein akademisch-wissenschaftlicher, sondern auch ein alltagspraktisch aktueller und populärkulturell rückbezogener ist, zeigt sich bereits am dem Buch als Motto vorangestellten Zitat aus einem Song der britischen Popband Oasis:

„Maybe I will never be
 All the things that I want to be

But now is not the time to cry
 Now's the time to find out why
 I think you're the same as me
 We see things they'll never see
 You and I are gonna live forever.“

Werden, was man sein will – oder eben auch nicht: Offenbar eine spezifisch moderne Problemstellung und eine, die sich in besonderer Weise im „Egoismus“ von Stirners *Einigem* und den sich daraus ergebenden Interpretationen zuspitzt. Ausgangslage für die vorgelegte rezeptionsgeschichtliche Nachzeichnung von Max Stirners *Der Einzige und sein Eigentum* von 1844 ist also die eines in und mit der Moderne verlorenen Paradieses. Die Vorgehensweise versteht sich als „wissenssoziologisch, im Anschluß an die operativ-konstruktivistische Wissenssoziologie Niklas Luhmanns und dessen kommunikationstheoretisch-evolutionistische[r] Systemtheorie der modernen Gesellschaft“ (S.18). Neben Luhmanns Gesellschaftstheorie bedient Stulpe sich des von Freud und der frühen Psychoanalyse zur Verfügung gestellten Instrumentariums zur Aufklärung der nahe liegenden individualpsychischen Folgen der Individualisierung, die sich mit Stirners Fokussierung auf das je eigene Selbstbewußtsein ergeben.

Es ist dem besprochenen Werk also nicht darum zu tun, die „richtige“ Interpretation Stirners vorzulegen,

sondern vielmehr darum, aus den vorliegenden Interpretationen des *Einzigigen* Rückschlüsse auf Individualitätskonstruktionen der modernen Gesellschaft zu ziehen. Die üblichen Deutungen des *Einzigigen* als „Anarchist, Übermensch, Psychopath, Sozialist, Kleinbürger, Faschist, Genie, Paranoiker, Bohemien, Satanist, Existentialist, Individualist, Terrorist, Mittelständler, Totalitarismus-Kritiker, Solipsist, Prophet, Nihilist, Metaphysiker, und all dies in je unterschiedlichen Bedeutungen, Bewertungen und Kombinationen“ (S. 19) stehen somit selbst im Mittelpunkt der Beobachtung und dienen als Optik auf spezifisch moderne gesellschaftliche Problemlagen, hier der Individualität. „Der Einzige im Spiegel der Stirner-Rezeptionsgeschichte als Spiegel der modernen Gesellschaft“ (S. 19). Diese doppelte Spiegelung legt nahe, daß in den *Gesichtern des Einzigigen* die Individualitätskonstruktionen der modernen Gesellschaft gewissermaßen verborgen sind, aber durch die Spiegelung ihrer Ausdeutungen sichtbar gemacht werden können.

Als zentrale Differenz zwischen den unterschiedlichsten Deutungen des *Einzigigen* wird dabei diejenige von „All-Einzigkeit“ und „Je-Einzigkeit“ eingeführt. Also die alles verändernde Unterscheidung, ob Jeder als Einziger im Stirnerschen Sinne gesehen werden kann und muß (Je-Einzigkeit), oder die Einzigkeit eine ausschließlich der jeweils besprochenen Person (z. B. „Ich“) zugewiesene Eigenschaft bleibt (All-Einzigkeit). Gerade diese Unterscheidung zeigt die Vielfältigkeit möglicher Deutungen von Stirners *Einzigem* auf. „Je-einzig“ Positionen legen dabei das Gewicht auf die prinzipielle Gleichheit der Individuen in der Moderne, „all-einzig“ Deutungen auf ihre prinzipielle Ungleichheit, also Individualität, und eröffnen damit ein Erklärungsfeld für das Erscheinen von Genies, „heiligen Wahnsinnigen“ und anderen charismatischen Führern zum Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts.

In Zeiten immer deutlicher hervortretender Dysfunktionalitäten staatlicher Organisationen – sowohl im Sinne sogenannter realsozialistischer als auch liberaldemokratischer Prägung – tritt Stirners *Einzigem* immer häufiger als Stichwortgeber derjenigen linken Positionen, die sich Ende des 19. Jahrhunderts in Opposition zu staatsorientierten sozialistisch-kommunistischen Konzepten ausdifferenzierten und vielgestaltig unter dem Namen „Anarchismus“ firmierten und firmieren,

in den Fokus der Aufmerksamkeit. So widmet sich der umfangreiche fünfte Abschnitt „dem Einzigem, dem Anarchismus und der Gewalt“, mit den zentralen anarchistischen Protagonisten bzw. Anarchismus-Beobachtern Johann Most (S. 358 f.), Georg Adler (S. 372 ff.), Ernst Zenker (S. 409 ff.), Peter Kropotkin (S. 427 ff.) und ihrem sozialdemokratisch gemäßigten staatssozialistischen Gegenspieler Georg Plechanow (S. 436 ff.), der hoffte, mit Max Stirners *Einzigem* auch die anarchistische Opposition im linken Lager als kleinbürgerlich-individualistisch denunzieren und damit erledigen zu können.

Stulpe liefert einen umfassenden Blick auf die Denkbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts. Außerdem fokussiert er auf Stirners radikal-individualistische Konzeption, die voraussetzt, daß das Gleichheitsversprechen der Aufklärung bzw. Französischen Revolution unter den Bedingungen einer funktional differenzierten (= modernen) Gesellschaft nicht einlösbar ist und daher an die Stelle der Gleichheit die Prämisse von Ungleichheit und Freiheit (Heterogenität und Differenz statt Homogenität und Identität), also Individualität, setzt. Damit ist Stirner gewissermaßen bereits auf dem Stand der französischen Postmarxisten des frühen 21. Jahrhunderts.

Dabei werden durch die rezeptionsgeschichtliche Optik gerade die aus jener Konzeption erwachsenden Widersprüche und neuen Problemlagen sichtbar gemacht. Der Streit um die richtige, „eigentliche“ Deutung und Bedeutung Stirners vom ausgehenden 19. bis in die 1960er und 1970er Jahre verdeutlicht die Brisanz des *Einzigigen* für die Selbstbeschreibung der modernen Gesellschaft und des Selbstverständnisses des modernen Individuums. Stulpe fächert mit seiner umfassenden Arbeit diese *Gesichter des Einzigigen* in der modernen Gesellschaft in ihren vielen Facetten auf und scheut sich nicht, auch Nebenwege der Stirner-Rezeption zu betreten, ohne dabei den roten Faden, die „Anatomie moderner Individualität“, aus dem Blick zu verlieren.

¹ Alexander Stulpe: *Gesichter des Einzigigen. Max Stirner und die Anatomie moderner Individualität*, Berlin (Duncker & Humblot) 2007, 980 S. Dem Verfasser dieser Rezension lagen bereits sehr frühe Schichten der *Gesichter des Einzigigen* vor, mit deren Autor er 2008 gemeinsam am Otto-Suhr-Institut der FU ein Seminar zu Stirner, Nietzsche und deren „individualistischer Revolte“ durchgeführt hat.

Ulrich Zieger Anekdote

Ich erkläre Ihnen die Aufgabe, sagt der ältere zu dem jüngeren Mann. Sie besteht darin, mich in den nächsten zweieinhalb Stunden daran zu hindern auch nur den geringsten Schluck Alkohol zu mir zu nehmen. Nicht einmal ein Bier! Zwei Männer in einem Raum mit zwei Barhockern, zwei Punkte zwischen Wahrheit und Realismus, zwischen Wirklichkeit und Dauer. Der eine ist soeben von der Bühne zurückgekehrt, auf der er oft für Stunden lebte, manchmal auch nur für Minuten. Er ist aus Hymnen der Sowjetunion zurückgekehrt, aus dem Asyl. Dort ist er auf Iwan B. getroffen, ihm Dinge zu sagen. Wichtige Dinge für die unbehauste Zukunft, an der er selber nicht teilhaben wird. Debatten werden ohne ihn geführt werden, Köpfe ohne ihn abgerissen, Hexen düsen ohne seinen Bademantel durch die sternklare Nacht. Flugsalbe. Diese dort war seine Liebe. Sie ruft nicht mehr an. Dabei hat sie ein Telefon zugesprochen bekommen, Wohnungen gewechselt. Nacht für Nacht, Woche für Woche, Jahrhundert für Kalender voller Leben ohne Dasein. Dies hier, kein Brief, geht aus an sie. Nichts aus den herumliegenden Postkarten, Linolschnitten zu Neujahr und Schmuckblatt-Telegrammen aus früherer, gelebter Zeit, in der auch viel gelacht wurde, kann sie zurückbringen. Weder im Erlmeyerkolben, noch in der Bessemerbirne, noch in der Kondensationsflasche. Kein Schluck! Weder im Schälchen, noch im Näpfchen! Kein Tropfen, nicht einmal eine Kognakbohne! Ihr Wellensittiche, ihr Raben, ihr Stalinisten unter den Füllfederhaltern aus Blut! Hanget da nicht aus den Wolken, es gilbt, es vergilbt viel zu schnell, ein schmutziges Geschirrhandtuch wie aus dem kalten Rauch einer Stampe in trübem Neonlicht. Ein Vorhang auf dem steht: *Nichts*. Von Joshua aus Betelheim mitsamt dem Klopapier und seinem hölzernen Halter zerrissen und in sich zerbrochen. So haben wir unseren Schlitten aus einem Rohling gedrechselt und versucht, das Handschriftliche im Kanonenofen zu verbrennen. Wir werfen uns vorwärts, dem Lenz und dem Herbst noch entgegen. Und wenn wir endlich mal den Ort erreichen, wo wir laut sein dürften, da sind wir doch wieder ganz leise. Weil er sehr schön ist, so im Morgennebel über dem Fluß. Dort sind die Blätter von Metall bestäubt am immergrünen Baume. Dort wächst der Ginster, dort auch tanzen Fuchs und Hase einen Jerk um den Jerry. Denn der Mensch pupst, sobald er sich nicht mehr zurückhalten kann. Sich! Hast Du meinen Abweg verstanden? Du siehst ja, wir folgen den Wörtern nicht leicht. Wir sind immerfort sinnig, gewitzigt und füssig gewesen. So wie G. L., als er sang: „If you could read in my mind“, woraus D. L.: „Wäre ich ein Buch im Leben“ schuf, dem wir alle in Liebe erlagen. Das war in den siebziger Jahren des achthundertvierzigtausendsten Jahrhunderts vor

der vergifteten Schokolade in den Adventskalendern Deutschlands. Und welchen Vorhang willst nun Du zerreißen, alter Affe, Kellnerin in einer Bahnhofsvorstadt, wo die Güterwaggons aufeinanderprallen wie, was weiss ich, Trommeln? Ja, ja, ja, und trotzdem lasse ich Dich nicht mehr sehr weit weg von der Hörmuschel rascheln, aus der Du schaumgeboren aufstandest in Eile. Ich folge Dir, ich verfolge Euch alle. Ich bin der Präsident der Vereinigten Staaten von Nord- und Südamerika. Ich residiere in Anchorage, Alaska und in Feuerland. Ich bin der Rohfleischfresser, an meinen Handschuhen aus Bärenfell und Affenfett klebt klumpig Baumwolle und Zuckerwatte. Nur Du stehst noch am Horizont herum wie bestellt und nicht abgeholt. Ich selbst bin ein Flughafen in meinem Herzen. Ich springe den Salto mortale vom Schnürboden. Was habe ich nicht veranstaltet, Sappho, Dir gerecht zu werden in Deiner steinernen Keksküche, Deinem Scheuerhader, Deiner Schürze, die Du Dir um den Mund bindest ehe Du an den Apparat hüpfst. Du hüpfst nie an den Apparat. Immer schützt Du einen schwarzen Mondmann vor, der um die Patriarchenteiche schleicht. Armer Kerl! Ich werde ihn schänden. Ich werde ihn lynchen. Ich werde ihn häuten und ausstopfen lassen. Ich bin der Eskimo, ich lasse Dich nicht wieder in den Zug einsteigen, der bis nach Sibirien eiert. Ich bin Dein persönlicher Wodka. Ich werde Dein Foto aus Illustrierten abpausen. Ich habe Dich, und Du hast mich erkannt. Dich kann man nicht zeichnen, nicht festhalten und nicht beschreiben ...:

- Sie wissen, daß ich jetzt noch für eine weitere Stunde nichts trinken darf ...?
- Ich werde unablässig Schach mit Ihnen spielen.
- Sie wissen, daß das Schachspiel nur ein Ziel hat, den König nämlich zu töten? Den König, ha ...! Seit Xerxes! Warum kehren wir eigentlich nicht sofort auf die Bühne zurück, einfach so, wir müssen die anderen in ihrem Tun ja nicht willentlich stören? Und außerdem sehen sie uns sowieso nicht, diese halbblinden Schauspieler in ihren kosmischen Kapseln ...
- Sie meinen, nur wir beide, quasi Hand in Hand?
- Samt meiner wässrigen Aussprache!
- Und dann machen wir Remmidemmi ...?
- Selbstverständlich, da wird uns wohl noch etwas einfallen! Als erstes bitte ich schon einmal um ein Gespräch mit meinem einzigen Schüler! Sie werden sehen ...! Lang anhaltender, nicht enden wollender Applaus! Standing ovations! Triumph! Aber kommen Sie, junger Freund, so kommen Sie doch, die Vorstellung dauert nicht ewig ...

Rolf Ludwig und Michael Peschke im Himmel gewidmet



Anja Ibsch abweichung und liebe

1

küßt der wurm die brust oder würgt er
kleine beulen
andere kriechen in hals und darm
tolle liebhaber
sind's
schmecke erde
schmecke grab
schmeckt



2

schnuppern
am ohr
riecht's, oder nicht
duftaft, schon zu lang
kein kuß mehr keine nähe
schüttel mich
ab
in den mariannengrund



3

da kommen sie
die zwei
rauern hinab
falls es so sein soll



4

passt
fast
zart
links
rechts
klatschen, könnt ich